

Peter Albach

Jenseits der Nischen

Erinnerungen an den real existierenden Sozialismus in der DDR

Das Buch

Peter Albach ist 17, als er ein Arbeitslager besucht. Der Schüler ist schockiert von dem, was er sieht. Die Bilder verschwinden nie mehr aus seinem Kopf. Längst erwachsen, beschließt er, ein Buch darüber zu schreiben. Er hat sich auf die Suche nach Zeitzeugen gemacht und zwei gefunden. Gemeinsam mit Rainer Buchwald und Clemens Lindenau hat er sich auf eine Reise in die Vergangenheit begeben. Entstanden ist ein Buch, das zwei Leben in der DDR schildert, sehr persönliche Einblicke in einen Alltag der DDR gibt, welchen es so nicht geben durfte, und fragt, was aus uns geworden ist.

Der Autor

Peter Albach ist Jahrgang 1956, lebt in Weißensee in Thüringen. Er wollte Malerei und Grafik studieren, wurde aber Jurist. Er arbeitete als Sachbearbeiter und Justitiar bis Februar 1990. 1989 wurde er politisch aktiv, zählt zu den Gründungsmitgliedern des Demokratischen Aufbruchs und ist seit den ersten freien Wahlen im Mai 1990 Bürgermeister der Stadt Weißensee. Von 2005 bis 2009 war er Mitglied des Deutschen Bundestages.

Peter Albach

Jenseits der Nischen

Erinnerungen an den real existierenden Sozialismus in der DDR

„Wenn auch immer wieder der Versuch aufkeimt, den Unrechtsstaat DDR rechtfertigen zu wollen, mit der Begründung - Unrecht gibt es doch überall auch im geeinten Deutschland -, so kann ich dieses nicht gelten lassen, lebten wir doch als DDR Bürger in einem Land, welches geprägt war vom Besten, was der Humanismus jemals hervorbrachte. So sagte man es und so stand es geschrieben.“

Peter Albach

Inhalt

Vorwort

Prolog

1. TEIL: ERZIEHEN IN ZEITEN DER DDR

Recht und Ordnung

Von Rasnitz bis Eisenhüttenstadt

Der Sonne entgegen

Start ins Leben

2. TEIL: WIR KINDER VOR UND HINTER DER MAUER

Arbeitslager-Notizen von Rainer Buchwald

Die schönen Jahre sind vorbei

Rüdersdorf, die Zäsur seines Lebens

Ein Tag in der Anstalt

Vom kurzen Glück in Freiheit

Oben und unten

Besserungsunwillig

Als die Mauer fiel

Arbeitslager-Notizen von Clemens Lindenau

Das Tor zur Herrlichkeit

Lagerjungs

Auf der Flucht

Die braune Hölle

Der Teufel im Anzug

Immer wieder sonntags

Im Westen was Neues

Was aus uns geworden ist

Epilog

Danke

Literatur- Auswahl

Vorwort

20 Jahre sind seit dem Fall der Mauer vergangen und es wird geredet und gefeiert – zu Recht.

Auch Nischen werden wieder ins Gespräch kommen, in welche sich jene zurückzogen, die im real existierenden Sozialismus der DDR lebten, diesen aber nicht liebten oder auch zu lieben verlernt hatten in der Tristesse zwischen Rotkraut und Weißkraut.

Und die da lebten in den Nischen, wie ich, auch wenn ich das gar nicht wusste und man mir das erst sagte, diese Eigenheit aber gern annahm als Rechtfertigung für duldsame Anpasstheit in einem System, was nicht zu begreifen war, werden sich zu Wort melden und berichten: insbesondere über die Zeit, in der sie dann auf Straßen gingen und der real existierende Sozialismus unter den Realitäten zusammenfiel - gleichfalls zu Recht.

Es gehört zu den größten Paradoxien der Wendeereignisse, dass es doch offensichtlich die Nischenbewohner waren, die Angepassten, welche das Tor zur Freiheit aufbrachen. Wer sonst hätte dies denn auch tun sollen?

Die Nichtangepassten waren bekanntermaßen eingesperrt oder, wie es guter Feudaltradition entsprach, in den Westen verkauft worden – je nach Wirtschaftslage und Planerfüllung, damit diese aus der Sicht der Funktionäre wenigstens noch zu etwas tauglich waren – als Ware Mensch noch einen Valutaerlös einbrachte so wie es auch den Schrottplan zu erfüllen galt.

Von Anfang an marode zwar und anstelle von Freiheit und Menschenwürde mit den „machtvollen“ Lehren von Marx, Engels und Lenin ausgerüstet, ist es zudem eine Ironie der Geschichte, dass eben diese Lehren millionenfach gedruckt und gebunden, von Lehrstühlen gelehrt und immer und überall jahrzehntelang verkündet und zelebriert, einem Zettelchen mit wenigen Worten bekritzelt weichen mussten, die ein Parteipropagandist der Weltöffentlichkeit am 9. November 1989 exakt um 18:53 Uhr vorstammelte, womit er zugleich den Sozialismus zum Restposten gemacht hatte.

Da war nichts mehr an Staat und schon gar kein Staat zu machen. Womit auch, mit dummen Sprüchen?

Seit dem „Leben der Anderen“ kennen wir ja nun den nachdenklichen von Skrupeln erfüllten Stasi-Mann. Im Gespinst mit dem früheren SED-Chef Egon Krenz und dem „Maueröffner“ Günter Schabowski und einem Quäntchen Zeit wird die Geschichte jener Tage bald eine neue, dem Leben der Anderen angepasste, sein.

„Das Politbüro war über die Sorgen und Nöte des Volkes so von Verzweiflung und Traurigkeit erfüllt, dass sie gemeinsam mit den Helden der Staatssicherheit im festen Bündnis mit den Kampfgruppen der Arbeiterklasse den Weg für friedliche Demonstrationen bahnten und die Mauer zur Freiheit aufschlossen.“

Die Geschichtsverklärung kommt und aus den Tätern werden Opfer. Das war schon immer so. Jedoch interessierte mich von jeher, wie es jenen Tausenden und aber Tausenden erging, denen keine Nische vergönnt war, oder die aus ihren Nischen verjagt wurden, und das Warum?

Welcher Instrumentarien bediente sich hierzu der sozialistische Friedensstaat?

Was war Realität im real existierenden Sozialismus?

Wie sah es aus, das Leben jenseits der Nischen?

Prolog

Ich erinnere mich sehr genau an jenen regengrauen Tag im Frühjahr 1974, als ich mit meiner Mutter ein Arbeitslager besuchte und mit barschen harten Worten von Männern in schwarzblauen Uniformen empfangen wurde, die Kalaschnikow vor der Brust.

Ich sah Stacheldraht, zweifach war das Lager umzäunt und in der Mitte zwischen den Stacheldrahtzäunen, als ob das nicht schon genügt wäre, wohin wollte man denn entfliehen, Bretterzäune für dazwischen freilaufende Hunde, so scharf, wie ich später erfahren sollte, das sich niemand an diese herantraute und das Fleisch zum Fraß über den Bretterzaun den Hunden zugeworfen wurde.

Ich hatte gerade Franz Kafka gelesen und Bruno Apitz in Erinnerung.

Nach Kontrolle des Ausweises und der Besuchserlaubnis wurde ich in einen Raum geführt, wo weitere Besucher bereits schweigend Platz genommen hatten.

Bis auf eine Frau, die den Kopf in den Händen vergraben hatte und auf den Boden blickte. Immer wieder wiederholte sie die selben Worte: „Die Hunde, diese schrecklichen Hunde, haben Sie auch die Hunde gesehen? Das sind Bestien. Mein Sohn hat doch nichts getan, diese Hunde, diese schrecklichen Hunde.“

Wir wurden dann abgeholt und über das Gelände geführt. Auf dem Weg sah ich eine Gefangenenspalade herantreten, in filziges Dunkelblau gekleidet mit gelben Flecken zur Kennzeichnung versehen, im Block bewacht wieder von Männern mit Kalaschnikow im Anschlag und Hunden an der Leine.

Ich rief: „Das sieht ja aus wie ein KZ.“

„Noch ein Wort und Du bleibst hier“, brüllte mich einer der Wächter an.

Ich verstummte augenblicklich.

Ich sagte kein Wort mehr.

Ich war 17 und hatte gelernt, in der besten und menschlichsten aller Welten, im Sozialismus der DDR zu leben.

Was ich dort in der Braunkohle sah, konnte es deshalb nicht geben. Es widersprach jeder Theorie, allem, was mir gelehrt worden war, und spottete allen humanistischen Beteuerungen. Ich verstehe jeden, der das nicht sah oder schrecklicher gar, selber erleben musste, dass er davon nichts weiß und meint, dass es das auch nicht gab.

Es war aber da und ich habe es gesehen.

1. Teil: Erziehen in Zeiten der DDR

Recht und Ordnung in der DDR

Im Kultroman „Per Anhalter durch die Galaxis“ von Douglas Adams ist die Zahl 42 die Antwort auf die Frage „nach dem Leben, dem Universum und allem“. Die Zahl 42 steht geheimnisvoll als Ziffer für die Erklärung der Welt, für den letzten Sinn.

Warum ich das erzähle? Bei der Zahl 42 denke ich an das Strafgesetzbuch der DDR und den Paragraphen 42, die als Arbeitserziehung verbal kaschierten Arbeitslager. Und ich denke an die Insassen, die oftmals wegen „Nichts“ zu Arbeitsklaven gemacht wurden, weil dieses perverse System, was sich real existierender Sozialismus nannte, die Menschen zur Huldigung und zum Arbeiten benötigte, wie jeder Diktatur wesenseigen.

Die Arbeitserziehung war eine extra Strafe, die neben der „normalen“ Freiheitsstrafe verhängt wurde. Und zwar dann, wenn der Täter arbeiten konnte, wegen seines „asozialen Verhaltens“ jedoch zur Arbeit erzogen werden musste. Strafen zur Arbeitserziehung wurden für mindestens ein Jahr verhängt und durften die Dauer der Freiheitsstrafe nicht überschreiten. Wenn der Häftling regelmäßig zur Arbeit erschienen war und Disziplin hatte erkennen lassen, hob das Gericht die Arbeitserziehung auf. Durch Gesetz vom 7. April 1977 wurde der § 42 aufgehoben.

Selbst ein unverdächtiger Prozess am Arbeitsgericht konnte zur Bedrohung für Beteiligte werden. So wie es mir geschah, als ich in den achtziger Jahren der Bitte einer Bekannten nachkam, doch als juristisch gebildete Öffentlichkeit an ihrer Berufungsverhandlung wegen Kündigungsschutz am Bezirksgericht Erfurt teilzunehmen. Auf die Frage der Richterin, was ich hier wolle, antwortete ich, dass ich die Öffentlichkeit sei. Weshalb ein Staatsanwalt anwesend war, welcher bei meiner Antwort versauert schaute, blieb mir schleierhaft. Ein Kopfschütteln meinerseits genügte dann, um mich des ungebührlichen Verhaltens zu bezichtigen und mir für den Wiederholungsfall den Rauswurf aus dem Saal anheim zu stellen. Der Staatsanwalt wurde in der, wie ich denke, eigens für mich als Öffentlichkeit anberaumten Ver-

handlungspause noch deutlicher, indem er mich beiseite nahm und mir meine sofortige Verhaftung androhte, wenn ich nicht verschwände.

Ich ging.

Ich war Jurist.

Das war das Recht in der DDR.

Das Verhalten Jugendlicher, welches vom „sozialistischen Modell“ abwich, musste juristisch geahndet werden. Die entsprechenden rechtlichen Grundlagen waren sehr verstreut.

So stammt aus den Anfangsjahren der DDR das Jugendgerichtsgesetz (JGG) von 1952 (JGG vom 23. Mai 1952, GBl I, S. 411). Dieses sah noch in seinem Kern den Grundsatz „Erziehung vor Strafe“ vor. Es ist zu unterstreichen, dass das JGG die Anwendung der Vorschriften des Strafgesetzbuches (StGB) gegenüber Jugendlichen keinesfalls ausschloss.

Im Jahre 1968 änderte sich die Rechtslage grundlegend: Ein neues Strafgesetzbuch trat in Kraft (StGB vom 12. Januar 1968, GBl I, S. 1). Das Jugendgerichtsgesetz verlor seine Gültigkeit. Spezielle Bedingungen für 14 bis 18-Jährige waren in diesem Gesetz zwar niedergelegt, es enthielt aber auch einige Verschärfungen für die Jugendlichen. So wurden die Differenzierungen nach Altersklassen von 14 bis 16 Jahre einerseits und von 16 bis 18 Jahren andererseits aufgehoben.

Mit dem neuen Strafgesetzbuch wurde auch ein neuer Straftatbestand geschaffen, das „Rowdytum“ (§215 StGB). In der Regel waren unter „Rowdytum“ in der Gruppe begangene Körperverletzungen oder Sachbeschädigungen von überwiegend Jugendlichen zu verstehen.

Mit der Strafrechtsreform von 1968 wurde auch ein neuer Straftatbestand eingeführt: Gemäß § 249 wurde die „Beeinträchtigung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit durch asoziales Verhalten“ mit einer Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren geahndet.

Auch damit sollte missliebige Verhalten geahndet werden. Die Vorschrift galt auch für über 16jährige, die sich in einem Jugendwerkhof in Heimerziehung befanden und dort wiederholt entwichen, „wenn ihr Motiv arbeitsscheu ist“. Mit dem Straftatbestand des § 249 konnten die Strafverfolgungsbehörden der DDR zu jeder beliebigen Arbeit, auch Arbeit im Mehrschichtsystem, verurteilen. Die Arbeitserziehung (§ 42 StGB) galt als spezielle Art der „Strafe mit Freiheitsentzug“. Sie war bis zur Strafrechtsreform 1977 (2. Strafrechtsänderungsgesetz) gesetzlich vorgesehen. Sie wurde in der Regel von den Gerichten für unbestimmte Zeit ausgesprochen und galt solange, bis ein Erziehungserfolg eingetreten war.

Zu erwähnen ist auch die so genannte „Gefährdetenverordnung“ vom 15. August 1968. Diese sollte die Kriminalitätsprävention stärken und quasi schon im Vorfeld eine staatliche Kontroll- und Erziehungsaufsicht auf „gefährdete“ Personen ausüben. Die Verordnung war als Ergänzung zum § 249 StGB gedacht, der die „asoziale Lebensweise“ regelte.

Ein besonderes Augenmerk gilt der „Verordnung über Aufenthaltsbeschränkungen“ vom 24. August 1961 (GBI II, S.55). Die Verordnung wurde im Zusammenhang mit dem Mauerbau am 13. August 1961 geschaffen. Anders als der Titel der Verordnung vermuten lässt, regelte die Verordnung die so genannte „Arbeitserziehung gegenüber arbeitsscheuen Personen“ (§ 3 Absatz 2) in Form von Freiheitsentzug. Es sollten gerade auch die Personen erfasst werden, bei denen Aufenthaltsbeschränkungen auch unter Zuweisung einer bestimmten Arbeit keinen Erfolg verspricht. Die verwendete Sprache spricht dabei für sich: Gemeint sind „parasitäre Elemente, notorische Spekulanten und andere asoziale Elemente“. Ziel war die „Gewöhnung asozialer Elemente“ an eine geregelte, gesellschaftlich nützliche Tätigkeit mit Hilfe von vorwiegend körperlich schwerer Arbeit und „konsequent strenger Einwirkung hinsichtlich des Einhaltens der Ordnungsregeln“. Die Intention war klar: Personen, die sich dem sozialistischen Lebensmodell widersetzen und sich den staatlichen Erziehungsmaßnahmen immer wieder entzogen haben, mussten diszipliniert werden. Arbeitserziehung wurde unter anderem vollstreckt in den Haftarbeitslagern Regis-Breitingen bei Leipzig oder Berndshof bei Ueckermünde bzw. Mildenberg/Kreis Gransee.

So wurde Mitte der 60er Jahre im Zusammenhang mit den Jugendkrawallen vom Herbst 1966 in Ost-Berlin ein „Arbeits- und Erziehungslager“ im bereits dort befindlichen Haftarbeitslager des VEB Kalk- und Zementwerks Rüdersdorf für circa 40 bis 45 junge Männer eingerichtet und am 27. November 1966 in Betrieb genommen. Es sollte als Erziehungsmaßnahme bei „rowdyhaftem“ Verhalten angewandt werden. Diese „Gammler, Schmarotzer und Parasiten“, die „politisch nicht tragbar waren“, weil sie offen die DDR ablehnten, mussten zu ihrem Glück gezwungen werden und durch harte Arbeit auf den rechten Weg gebracht werden.

Von November bis Dezember 1966 waren 44 Jugendliche im Alter zwischen 16 und 17 Jahren eingewiesen worden (Lehrlinge, ungelernte Arbeiter, Schüler). Die Gründe für die Einweisung waren vor allem „Rowdytum“; auch „Arbeitsbummelei“ und „Bildung von Gruppierungen“. Bei den Einweisungen gab es keine einheitlichen Maßstäbe. Es wurden sowohl Jugendliche eingeliefert, die in eine Jugendstrafanstalt gehörten, als auch Jugendliche, bei denen eine gründliche Aussprache mit den Eltern genügt hätte. Die Bewachung der Jugendlichen erfolgte durch Volkspolizisten und Erzieher des Referats Jugendhilfe/Heimerziehung.

Die rechtlichen Grundlagen für die Einweisung in das „Arbeits- und Erziehungslager“ Rüdersdorf waren sehr unklar. Schließlich wurde in einer „Gemeinsamen Anleitung zur Einweisung jugendlicher Rowdys in die Vollzugsanstalt Rüdersdorf“ des Generalstaatsanwalts, des Präsidenten des Obersten Gerichts und des Ministers des Innern vom 27. Juli 1967 geregelt, dass die Jugendlichen in einem Eilverfahren wegen „grobe[n] Unfugs“ gemäß § 360 Absatz 1 Ziffer 11 StGB verurteilt wurden. Danach wurden sie nach Rüdersdorf eingewiesen. „Grober Unfug“ lag bei Jugendlichen oder jungen Erwachsenen bis zum Alter von 21 Jahren dann vor, wenn diese „trotz vorangegangener Belehrungen ihr gesellschaftswidriges Verhalten fortsetzen oder ihr Verhalten rowdyhafte Tendenzen zeigt“. Der Freiheitsentzug wurde in der Regel für sechs Wochen ausgesprochen. Im Laufe der Jahre wurden Klagen laut: Die Jugendlichen gingen keiner geregelten Arbeit nach und wurden lediglich zu Aushilfsarbeiten herangezogen. Ende der 60er Jahre wurde das Arbeits- und Erziehungslager Rüdersdorf schließlich geschlossen.

Hervorzuheben ist, dass in der DDR abweichendes Verhalten schnell kriminalisiert wurde. Dies ist zu erkennen daran, welches Verhalten als „asozial“ angesehen wurde. So galt als „asozial“ schon die Weigerung - aus welchen Gründen auch immer -, einer geregelten Arbeit nachzugehen. Es ist dann nicht verwunderlich, wenn die sogenannten „Asozialen“ die größte Gruppe unter den Strafgefangenen bildeten.

Von Rassnitz bis Eisenhüttenstadt

Es ist Donnerstagnachmittag. Im Plenum wurde eben heftig über den Mindestlohn gestritten. Jetzt sitze ich am Schreibtisch, trinke Kaffee und sehe mir den Ordner „Arbeitslager“ durch. Um an nähere Informationen zu kommen, hatten wir auch Bürgermeister angeschrieben.

Hat schon jemand auf meinen Brief geantwortet? Ja, die meisten.

Ich nenne in diesem Buch nicht alle Bürgermeister beim Namen. Deshalb danke ich allen, die für uns nachgeforscht haben. Das waren nicht nur Bürgermeister, sondern auch Stadtkämmerer und Stadtarchivare. Sie haben mir sehr weitergeholfen. Aus den Antworten kann ich sehen, wie dürftig die Aktenlage zu diesem Thema ist. Die Bürgermeister haben ihre Stadtarchivare beauftragt, in den Unterlagen zu recherchieren. Vielerorts wurden keine Hinweise auf entsprechende Arbeitslager gefunden. An einigen Orten erinnern sich die Menschen noch an die Busse, die die Häftlinge zur Schicht fuhren und nach Feierabend wieder abholten.

Ich habe viele Einladungen erhalten, bei den zuständigen Ministerien nachzufragen und Akteneinsicht zu beantragen. Das würde allerdings voraussetzen, dass ich in den nächsten Monaten meine Arbeit als Bundestagsabgeordneter niederlege, um in die Archive zu gehen und Akten zu wälzen. Das kann ich nicht machen. Es würde auch viel zu lange dauern und dem, was ich will, nicht gerecht werden. Einige haben mir geschrieben, es sei ihnen bislang nicht möglich gewesen, das Thema Arbeitserziehung gründlich zu bearbeiten. Ob ich das nicht machen könnte? Das Beste wäre, es ließe sich ein Historiker finden, der eine Arbeit zu diesem speziellen Thema schreibt.

Ich möchte, dass dieses schreckliche Segment der deutschen Geschichte nicht vergessen bleibt, es dahin zurückholen, wo es hingehört, in das öffentliche Bewusstsein. Gerade auch, weil ich mir bewusst bin, dass die große Mehrheit der DDR-Bürger von Arbeitslagern nichts wusste und wissen konnte.

Dies ist weniger Vorwurf als Wahrheit.

Ich will jetzt nicht langweilen, indem ich alle Antworten aufzähle. Nur ein paar will ich extra erwähnen. Gespannt bin ich, wie die Antwort aus Regis-Breitingen ausgefallen ist. In den Archiven hat der Bürgermeister nichts gefunden, aber er berichtet von

seinen eigenen Erinnerungen an das Arbeitslager. Das ist gleich viel interessanter. Die Arbeitserziehungskommandos waren in zwei Barackenkomplexe geteilt. Die Häftlinge arbeiteten vor allem im Tagebau. Ein paar Gruppen rückten morgens zur Arbeit in die Stadt aus, um Gruben zu schaufeln und Gräben auszuheben. In der Strafanstalt Regis-Breitingen gab es Sportanlagen. Bürgermeister Thomas Kratzsch erinnert sich an eine Judo-Jugendgruppe, die in der Sporthalle trainierte. Ich hatte gehofft, dass ich einen Zeitzeugen aus Regis-Breitingen finde, der mir seine Geschichte erzählt. Der Bürgermeister kann mir nicht weiter helfen. Er habe einige angesprochen, doch leider müsse er mir mitteilen, dass kein Interesse besteht. Dann ist es eben so.

Ich blättere im Ordner weiter. Eine Absage aus der Stadt Lübbenau im Spreewald. Eine Absage aus Oberhof. Mein Vorhaben sei mit Interesse aufgenommen worden. Recherchen und Nachfragen bei „Ur-Einwohnern“, Heimatforschern und Hobby-Chronisten hätten allerdings ergeben, dass niemand etwas über ein Arbeitslager wisse. Es sei lediglich bekannt, dass am Bau der Großschanze Strafgefangene eingesetzt wurden.

Endlich wieder eine positive Nachricht. Sie kommt aus Rossleben. Auf dem Gelände des Kaliwerkes Roßleben, Schacht II in Wendelstein, hat es in den fünfziger Jahren ein Haftarbeitslager gegeben, das bis Mitte der sechziger Jahre bestand. Es war dem Strafvollzug der Bezirksbehörde der Deutschen Polizei in Halle zugeordnet. Auf dem umzäunten und bewachten Gelände wohnten und arbeiteten nur männliche Strafgefangene, die aus politischen Gründen und wegen kriminellen Vergehen Strafen verbüßen mussten. Circa 250 Häftlinge im Lager Roßleben arbeiteten in der Grube. Während sie sich plagten, stand immer ein Wachmann dabei mit einem bissigen Hund.

Arbeiter aus dem Strafvollzug erhielt auch der VEB Eisenhüttenkombinat. Das Arbeitslager wurde Mitte der sechziger Jahre aufgelöst. Die Häftlinge arbeiteten im Gleisbau, wurden für Verlade- und Betonarbeiten eingesetzt, formten Steine und reinigten Rohre.

Heute heißt die Firma ArcelorMittal Eisenhüttenstadt GmbH. Wir fragen in der Presseabteilung des Unternehmens nach. Der Unternehmenssprecher hat Akten gefun-

den. Aus der Anzahl der Unterkünfte und der Arbeitsplätze könne man auf die Zahl der Häftlinge schließen. In einem Protokoll aus dem Jahr 1953 taucht eine Zahl von 1500 Gefangenen auf. Das lassen Pläne zum Ausbau des Lagers vermuten. Ein anderes Papier korrigiert die Zahl wieder auf 600. Der Grund ist nicht bekannt.

Aus der Gemeinde Sollstedt im Landkreis Nordhausen in Thüringen wird mir mitgeteilt, dass im Nachbarort Obergebra zwar bis Mitte der sechziger Jahre ein Strafgefangenenlager existierte. Die Häftlinge arbeiteten Unter Tage in der Sollstedter Kali-grube. Jedoch habe es sich um „normale Kriminelle“ gehandelt. Allerdings sei in Hohenleuben im jetzigen Landkreis Greiz neben der Jugendhaftanstalt ein Arbeits-erziehungslager für Frauen unterhalten worden. Die Frauen schufteten für 10 bis 15 Mark im Monat für den VEB Keramische Werke Hermsdorf.

Landauf, landab schlepten die Gefangenen Ziegel und Zementsäcke, bauten Spulen für Kofferradios, nähten Bettwäsche und Tischdecken, putzten Maschinen und bauen Gleise. Sie arbeiteten unter unzumutbaren Bedingungen. Die Arbeiten waren nicht nur schwer. Sie gefährdeten oft auch ihre Gesundheit. In Bitterfeld zum Beispiel starb ein Gefangener an einer Quecksilbervergiftung. Er hatte im Chemiekombinat gearbeitet. Die Frankfurter Allgemeine Zeitung titelt im März 1983 „Todeskommando“ in Bitterfeld und berichtet von politischen Häftlingen, die giftige Dämpfe einatmeten und wegen schwerer Vergiftungen nach sieben Monaten Arbeitseinsatz aus der Produktion herausgenommen werden mussten.

Arbeitsschutz gab es hier nicht. Von der Ausbeutung der Arbeiter in den Gefängnissen versprach sich das Ministerium des Innern erzieherischen Einfluss. „Erziehung durch Arbeit“ war der Dreh- und Angelpunkt des Strafvollzugs in der DDR. Die DDR-Oberen gingen davon aus, dass sich die Gefangenen durch „gesellschaftlich nützliche Arbeit“ nach ihrer Entlassung problemlos in die Gesellschaft einordnen und die sozialistischen Gesetze einhalten. Sie sollten zu einem verantwortungsbewussten Leben erzogen werden. Politische Gefangene hatten es schwer, da sie meistens als „besserungsunwillig“ eingestuft wurden. Sie waren „Klassenfeinde“. Es sollte ihnen im Arbeitslager dreckig gehen, damit sie wieder auf Linie gebracht werden. Erziehungsmaßnahmen waren jedoch nicht der einzige Grund für einen katastrophalen

Arbeitseinsatz: Der Staat hatte ein großes wirtschaftliches Interesse an den Strafgefangenen in den Lagern und verdiente Milliarden mit den Arbeitssklaven.

Für heute habe ich erst einmal genug Infos gesammelt. Ich hoffe, dass ich noch Zeitzeugen finde, die mir aus ihrem Alltag im Arbeitslager erzählen können. Geschichten von Leuten, die es selbst erlebt haben, sind einfach echter. Wir starten einen Aufruf über die Medien. Es meldet sich kein Einziger.

Glück gehabt: Eines Tages klingelt im Büro das Telefon. Reinhard Kienitz, der Ortschronist von Rüdersdorf bei Berlin, ist am anderen Ende der Leitung. Er ist in dem Ort aufgewachsen und kann sich an das Jugendarbeitslager an der Thälmann-Straße erinnern. Ein ehemaliger Häftling, Rudolf Moritz Bannier, er ist inzwischen gestorben, habe ein Buch darüber geschrieben: „Nackt“. Im September 2000 hatte dieser den Flachbau in Rüdersdorf besucht, in dem er 1967 als 17-Jähriger eingesperrt gewesen war. Vor kurzem habe er zwei Männer getroffen, die an einer Aufarbeitung dieses Kapitels der Rüdersdorfer Geschichte sehr interessiert und bereit seien zu sprechen. Er gibt uns die Namen und Telefonnummern. Eine Woche später sitze ich im Büro und warte auf Rainer Buchwald und Clemens Lindenau, deren Geschichte ich später noch ausführlich erzählen werde. Erst einmal berichte ich, wie wir die Geschichte in die Gegenwart geholt und ein ehemaliges Arbeitserziehungskommando besucht haben.



Reise in die Vergangenheit: Wir drei im Juni 2008 in Ueckermünde

Der Sonne entgegen

An einem Dienstagmorgen im Juni fahren wir zurück in die Vergangenheit. Wir wollen nach Mecklenburg-Vorpommern. In Ueckermünde war Rainer Buchwald in den siebziger Jahren ein paar Monate eingesperrt zur Arbeitserziehung.

172 Kilometer liegen zwischen Berlin-Mitte und Ueckermünde, eine Stadt tief im Nordosten nahe der polnischen Grenze. Die Etappe führt durch die Provinz. Bäume säumen die Straßen. Dörfer, Wiesen und Windräder ziehen an uns vorbei, irgendwann nur noch vereinzelte Häuser. In der Ferne lugt ein Kirchturm zwischen Strommasten hervor. An einer Straßenecke steht ein Buchladen. Verlassen liegen die Orte da. Es sind kaum Menschen unterwegs.

Während der Autofahrt reden wir über dies und das.

Nach zwei Dritteln der Strecke zweigt die A 11 ab nach Warnitz.

„Da hinten gibt es ein Lokal, da haben wir schon öfter eine Karre Mist gegessen“, erzählt Rainer.

„Was ist das?“, lache ich.

„Na, ein Naturschnitzel mit Spiegelei“, klären mich Rainer und Cleo auf.

„Da halten wir auf dem Rückweg an“, sage ich.

Nach gut zwei Stunden Fahrt biegen wir kurz, bevor es ins Zentrum von Ueckermünde geht, rechts ab und nach wenigen Metern links ab in die Ziegeleistraße. Wir parken und steigen aus. Der Berndshof liegt in der Sonne. Es ist ein schöner Ort, um eine Strafe zu verbüßen. So scheint es. Das Meer schimmert grau-blau. Im Innenhof blühen rote und pinke Rosen. Ein rotes Stoppschild im Hof zeigt nach rechts zur Anmeldung. Nur der heruntergekommene Wachturm und die Gitter vor den Fenstern erinnern mich an Regis-Breitungen. Ich habe sofort wieder dieses bedrückende Bild vor Augen, wie ich als 17-Jähriger einen Verwandten im Arbeitslager besuchte. Über das Gelände verteilen sich ein paar zart gelb gestrichene Häuser, in denen die Gefangenen wohnen. Weiter hinten befinden sich Werkstatt und Gewächshäuser.

Ein kleiner Mann im beigen Anzug und eine groß gewachsene Frau im Hosenanzug kommen uns entgegen. Jörg Spielberg leitet die Anstalt, Angela Stöwesand ist seine Stellvertreterin.

Der Empfang ist herzlich: „Schön, dass Sie da sind.“

Vom Hof sind es nur wenige Schritte zum Haus der Justizangestellten. Im Büro des Gefängnis-Chefs steht nur das Nötigste. Ein Schreibtisch, ein Schrank, Regale und ein Tisch mit ein paar Stühlen. Die beiden schenken Kaffee ein.

Wir plaudern ein wenig. Rainer erzählt von seinem Aufenthalt von Januar bis Oktober 1974.

„Ich musste noch einmal hierher fahren, um meine Vergangenheit besser zu bewältigen“, erklärt er.

„Und wir sind mitgefahren, damit er es besser ertragen kann“, sagt Clemens.

Das Arbeitslager hat eine lange Geschichte: Es stammt aus der NS-Zeit und wurde in der DDR als solches weiter genutzt. Das Gefängnis entwickelte sich vom Haftarbeitslager in den fünfziger Jahren über ein Arbeitserziehungskommando in den sechziger Jahren bis hin zu einer Strafvollzugseinrichtung in den siebziger Jahren.

Rainer erzählt von einer Aktion im Herbst 1974. Aus Zeichen der Solidarität mit allen Opfern des SED-Regimes legten damals 60 Gefangene des Strafvollzugskommandos Berndshof zeitgleich ihre Arbeit nieder. Sie wurden in die Absonderungszelle gesteckt und stellten Ausreisanträge, die der Anstaltsleiter und der Verbindungsoffizier der Staatssicherheit bearbeiten mussten. Danach beteiligten sich immer mehr Häftlinge an den Gedenkminuten zum 17. Juni und 13. August.

Die Arbeitsbedingungen waren erbärmlich. Ein Beispiel aus dem Winter 1979: Zehn Häftlinge des Kommandos Ueckermünde I wärmten sich an der einzigen Heizung, die funktionierte. Ihr Aufseher beschuldigte sie der Arbeitsverweigerung und rief den Leiter des Kommandos zu Hilfe.

„So, wer will hier nicht arbeiten?“, brüllte er, ging auf einen Gefangenen los und stürzte ihn auf eine Palette. Danach zog er den Mann wieder heraus und trieb ihn aus der Halle. Draußen wurde er verprügelt.

Der Leiter des Kommandos belehrte die Häftlinge, fragte nach ihren Delikten und beschimpfte sie als „Verbrecher und Lumpen, die nur fressen und nicht arbeiten wollen“. Wem kalt sei, der könne ja ein paar Runden auf dem Hof drehen oder Liegestütze im Schnee machen. „Da wird euch schon wieder warm.“

Nach der Wende herrschten in der Justizvollzugsanstalt freundlichere Sitten. Es war ein offenes Gefängnis, in das Menschen mit kleineren Verbrechen und kürzeren Strafen kamen. Seit 2003 gab es zusätzlich 40 Haftplätze im geschlossenen Vollzug. 140 Gefangene konnten eine Strafe absitzen.

„Bei uns platzte die Anstalt aus allen Nähten“, murmelt Rainer vor sich hin.

Eine Stunde reden wir. Dann geht Spielberg zum Schrank und holt ein Buch heraus.

„Geschichte und Entwicklung des Strafvollzugs in der Region Ueckermünde“.

„Das haben Mitglieder des Vereins zur Förderung Gefangener und Entlassener geschrieben. Da können Sie vieles nachlesen“, sagt er und Stolz schwingt in seiner Stimme mit. Er unterschreibt und schenkt mir das Exemplar.

„Und jetzt zeige ich Ihnen die Anstalt.“

Wir sehen die Baracken mit den Zellen. Wir sehen die Küche. Wir sehen die Krankenzimmer. Wir sehen die Landwirtschaft. Wir sehen den Strand. Rainer staunt, wie wenig sich verändert hat. Nur ein paar Schönheitsreparaturen bemerkt er.

„Die Wände sind hell gestrichen.“

Ich kann in seinem Gesicht keine Gefühlsregung lesen. Seine Lippen zucken nicht. Er steht ruhig wie immer da, spricht auch nicht schneller als sonst.

Den großen Speisesaal erkennt er sofort wieder.

„Das ist nicht schwer. Ich habe mal in der Küche gearbeitet.“

Auf der Krankenstation musste er ärztliche Tauglichkeitstests für das Arbeitskommando absolvieren.

Auf dem Flur kommt uns ein Häftling entgegen. Er sieht aus wie ein Bodybuilder, der seine Muskeln spielen lässt. Er grüßt und bleibt kurz stehen.

„Warum sind Sie hier?“, frage ich.

„Ich bin gewalttätig“, sagt er. Dann schweigt er.

Spielberg schließt eine Tür auf. In Gemeinschaftsräumen leben maximal fünf Gefangene. Der Raum ist karg eingerichtet. Auf dem Tisch stehen bunte Kaffeetassen. Der Aschenbecher quillt über. Am Schrank hängen Poster mit Blondinen.

„Wir saßen in einem solchen Raum mit 20 Leuten. Könnt ihr das glauben?“, sagt Rainer.

Im offenen Vollzug haben die Häftlinge mehr Freiheiten. Während sie in geschlossenen Gefängnissen oft viele Stunden am Tag eingesperrt sind und gesagt bekommen, wann sie aufstehen und wann sie essen sollen, übernehmen sie hier schrittweise mehr Verantwortung. Sie müssen pünktlich zur Arbeit erscheinen: in der Küche, in der Werkstatt, auf dem Feld.

Ein Gefangener, der sich auf einer Liege sonnt, nickt uns zu. Durch eine Gartentür gehen wir zum Strand. Es weht ein warmer Wind. Sand wird aufgewirbelt. Die Wellen schaukeln bedächtig. Wir drehen uns um und schauen auf die Anstalt.

„Eigentlich ist es ein schönes Gefängnis“, murmelt Rainer. „Aber nur, wenn man kommen und gehen kann, wann man will“, fügt er schnell hinzu.

Dann wollen wir wieder fahren. Spielberg und Stöwesand überreden uns, wenigstens noch die Landwirtschaft anzuschauen.

„Die müssen Sie unbedingt sehen. Die ist besonders schön“, schwärmen sie.

Wir gehen an der Werkstatt vorbei zu den Feldern. Sie haben Recht. Es ist idyllisch. Wir schauen in die Gewächshäuser. Draußen stehen Hasenställe, die die Gefangenen gezimmert haben. Hinter einer Absperrung marschieren Gänse.

Wir verlassen den Berndshof mit einem guten Gefühl. Zehn Monate später gibt es das Gefängnis nicht mehr. Zum 1. Mai 2009 wurde die JVA Ueckermünde geschlossen. Die Bevölkerung in Mecklenburg-Vorpommern schrumpft und entsprechend die Zahl der Straftäter. Es wurden immer weniger Strafgefangene in die JVA Ueckermünde eingeliefert, sodass es sich zum Schluss nicht mehr rechnete. Spielberg leitet jetzt die JVA Neubrandenburg.



Der Turm erinnert an vergangene harte Zeiten im Berndshof.

Als wir uns verabschieden, ist es kurz nach zwei. Uns hängt der Magen durch. Bis zur Karre Mist in Warnitz schafft es unser Hunger nicht mehr. Wir legen in Pasewalk eine Pause ein, suchen uns einen schattigen Platz in einem Lokal am Park und bestellen Eisbein, Kassler und Geschnietzeltes.

„Wie ist es für dich gewesen, nach so vielen Jahren wieder einen Fuß in den Berndshof gesetzt zu haben?“, frage ich. „Als ich mir vor einiger Zeit die Überreste in Rüdersdorf angeschaut habe, ging es mir viel schlechter. Da blieb mir die Luft weg, Heute war ich besser darauf vorbereitet, hatte nette Begleiter und wusste: Ich bin freiwillig hier und kann wieder gehen. Das ist ein befreiendes Gefühl“, antwortet Rainer und zerteilt eine Kartoffel mit der Gabel.

Danach wechseln wir das Thema. Cleo erzählt von seinen Herzinfarkten, wie ihn seine Tochter im Krankenhaus besucht habe und so traurig gewesen sei. „Ich hatte nach dem ersten Schock verstanden, dass mein Leben vielleicht bald vorbei sein könnte, aber mein Kind weinen zu sehen, war das Allerschlimmste“, sagt er und zündet sich eine Zigarette an. Rainer hat Urlaubspläne. In vier Wochen fährt er mit seiner Frau im Wohnmobil durch die Schweiz. „So mache ich am liebsten Ferien. Wir bleiben einfach dort stehen, wo es uns gefällt, hängen mal einen Tag dran oder fahren früher weiter, wenn es zu viel regnet.“ Wir verlassen Mecklenburg-Vorpommern bei bester Laune.

Der Start ins Leben

„Können wir mal die Reste der Untersuchungshaftanstalt II an der Keibelstraße anschauen?“, fragen Clemens Lindenau und Rainer Buchwald eines Tages. „Die U-Haft war der Start ins Leben. Hier wurden wir nicht nur einmal zur Klärung eines Sachverhalts einbestellt und verhört. Einige durften nach ein paar Stunden wieder gehen, andere mussten bleiben. Zum Teil saßen sie fünf Monate in Untersuchungshaft“, erzählt Rainer.

Ich bin dabei. Ich will diesen Ort sehen. Ich will in eine Zelle gehen. Ich will mit Zeitzeugen ins Gespräch kommen und erfahren, wie sie dorthin gekommen sind. Ich bin gespannt, wie es da heute aussieht. Wir fragen bei der Senatsverwaltung Inneres und Sport nach, ob wir das ehemalige Stasi-Untersuchungsgefängnis besichtigen dürfen. Staatssekretär Ulrich Freise (SPD) vermittelt uns schnell und unbürokratisch einen Termin.

An einem eiskalten Tag im Januar 2009 stehe ich mit Ex-Häftlingen vor dem Haupteingang des früheren Ostberliner Polizeipräsidiums an der Otto-Braun-Straße 27. Die Tram 4 fährt gemächlich vorbei zum Alexanderplatz. Links vom Eingang sehe ich eine Imbissbude. Gegenüber ist ein großer Parkplatz.

Wo war hier ein Gefängnis? Wir gehen hinein, einen Flur entlang und durch eine Tür. Wir sehen einen großen Innenhof. Vor wenigen Monaten gab es Ärger, weil irrtümlich berichtet worden war, das Gebäude werde zu einem Luxushotel umgebaut. „Die Meldung war falsch“, erklärt Christian Henniger von der BIM Berliner Immobilienmanagement GmbH. In dem Gebäude werden Einrichtungen des Landes Berlin untergebracht. Zum Beispiel die BIM Berliner Immobilienmanagement GmbH, die Schulverwaltung zieht ein. Die Berliner Polizei hat hier schon ihren Sitz.

Dann wenden wir uns nach rechts, gehen wieder durch eine Tür und stehen mit-tendrin. Zu DDR-Zeiten gefürchtet, sitzen hier heute nur noch im Film Menschen hinter Schloss und Riegel. Es ist eine eindrucksvolle Kulisse für Krimis. Ein einziger großer Trakt unter einem Glasdach. Von unten geht der Blick zu sechs Etagen.

Links und rechts gehen Türen zu den Zellen ab, umzäunt von einem Geländer. Wir steigen die Treppe hoch, gehen den Flur entlang. 016. Eine hohe schmale Zelle. Eng ist es hier. Zelle an Zelle reiht sich aneinander. In jedem Stockwerk gibt es zusätzlich einen großen Raum für zwölf Mann.

In der sechsten Etage befand sich, streng abgeschottet von den Männern, die U-Haft für Frauen.

„Ich kann mich an die Schreie einer Frau erinnern, die die Treppen hinunter geprügelt wurde“, erzählt Rainer. „Da haben wir alle an die Türen gehämmert und gerufen: Ihr Schweine.“

Zu DDR-Zeiten war im Untersuchungsgefängnis an der Keibelstraße nichts human. Ein Dushraum für die ganze Station. Einmal pro Woche durfte die Gruppe zum Duschen. Das Essen wurde im Fahrstuhl transportiert. Ganz oben ist eine Dachterrasse, die die Häftlinge während ihrer Freistunde benutzen durften und zum Interhotel am Alex blicken und ein Flugzeug sehen konnten.

Jeder musste sich zu Beginn der U-Haft einem Gesundheitscheck unterziehen. In Buchwalds Aufnahme- und Arbeitsfähigkeitsbefund vom 15. Oktober 1973 steht zum Beispiel: Größe: 175 cm. Gewicht: 74 Kilo. Kräftezustand: gut. Haut: sauber, rein. Ärztliche Beurteilung: Gesundheitsstufe 2. Das bedeutet schwerste körperliche Arbeit.

„1977 war ich das letzte Mal hier wegen Republikflucht“, sagt Clemens Lindenau. Er steht in einem großen Raum im fünften Stock. Sechs Stockbetten stehen drin, die Wände sind voll gekritzelt. „Hier habe ich mit elf anderen gesessen“, ist er sich sicher. „Bis es irgendwann hieß: Raus zum Antritt der Haftstrafe.“ Er verlässt das Zimmer, geht zum Geländer und brüllt nach unten. „Kalle, deine Einweisung ist erfolgt. Kannst dir eine Zelle aussuchen.“

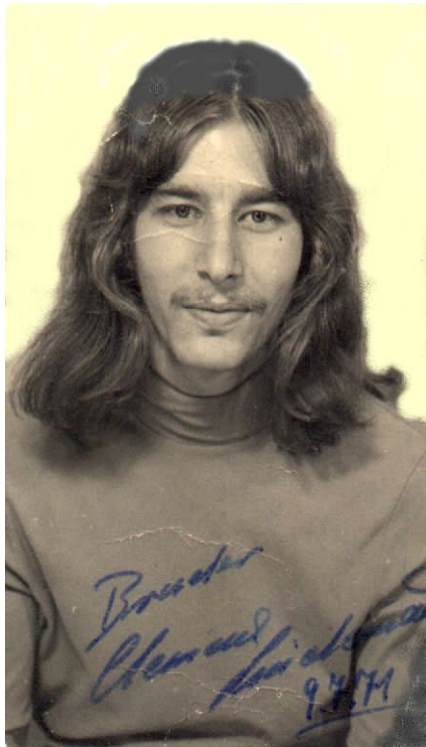
Eine Stunde bleiben wir in der ehemaligen Untersuchungshaftanstalt Keibelstraße. Wir plaudern noch ein wenig. Hartmut Richter erzählt vom Theaterstück „Staatssicherheiten – 15 Schicksale aus dem Gefängnis“, bei dem er mitspielt. Laien, die Opfer der DDR-Staatssicherheit waren, erzählen auf der Bühne des Hans-Otto-Theaters Potsdam ihre eigene Geschichte.

„Wir hätten nie gedacht, dass wir damit so viel Erfolg haben. Unsere Vorstellungen sind immer ausverkauft“, erzählt Richter.

Ihm selbst war 1966 die Flucht in den Westen geglückt, als er den Teltow-Kanal durchschwamm. Später wurde er aus Überzeugung Fluchthelfer. Nach und nach gelang es ihm, im Kofferraum seines Autos 33 Personen aus der DDR herauszuholen. Im März 1975 wurde er erwischt, als er seine Schwester im Kofferraum über die Grenze schleusen wollte. Wegen „staatsfeindlichem Menschenhandels“ wurde er zu 15 Jahren Haft verurteilt. Nach über fünf Jahren Gefängnis kaufte die BRD Hartmut Richter im Oktober 1980 frei. Er durfte nach West-Berlin ausreisen.

Clemens Lindenau nimmt mich im Auto mit zurück. „Da in dem Plattenbau hat meine Mutter gewohnt“, sagt er und zeigt zu einem grauen Haus an der Karl-Liebknecht-Straße, gleich neben der Berliner Zeitung. „Eines Tages lag sie tot im Schlafzimmer. Sie hatte einen Schlaganfall“, erzählt er und zum ersten Mal klingt seine Stimme traurig, wenn er über seine Mutter spricht.

Wir Kinder vor und hinter der Mauer



Clemens Lindenau



Rainer Buchwald



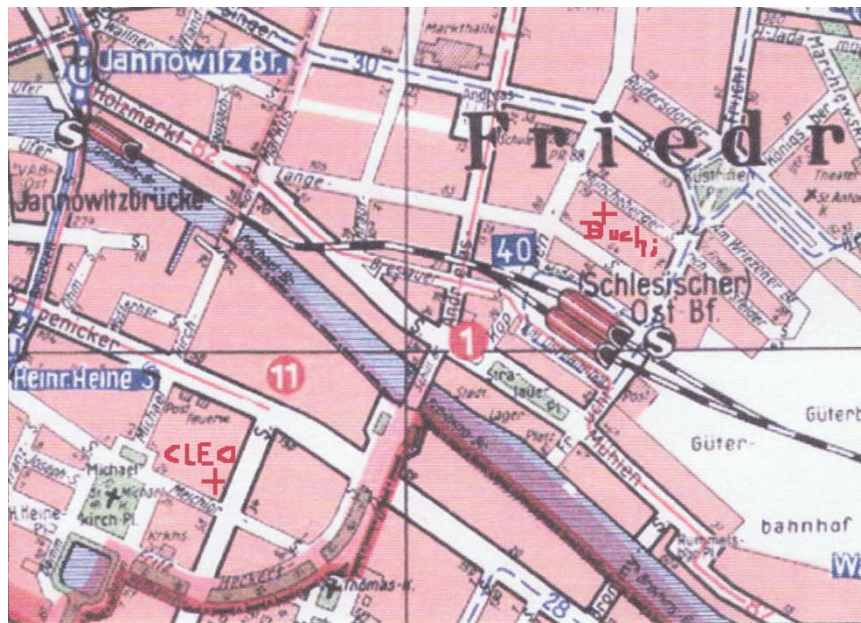
Clemens Lindenau 1965 mit seiner Schulklasse

Die schönen Jahre sind vorbei

Berlin, Unter den Linden 71. Der Mann, der da vor mir auf dem schwarzen Sofa sitzt, hat ein bewegtes Leben hinter sich. Eine Kindheit vor der Mauer, eine Jugend hinter der Mauer und ein Erwachsenenleben nach der Mauer. Allmählich kommt der Mann, der seit Jahrzehnten mit seiner Frau im ersten Stock eines alten Mietshauses im Berliner Stadtteil Lichtenberg lebt, mit dem, was war, ins Reine. Der Mann ist bereit, seine Geschichte, die sich in Ostdeutschland abspielt, von Anfang bis Ende zu erzählen.

Rainer Buchwald ist ein gemütlicher, ruhiger Typ, nicht sehr groß. Er sieht nicht aus wie ein Rebell. Würde ich ihm auf der Straße begegnen, käme mir nie der Gedanke, dass er von dem DDR-System zu einem „Knasti“ gemacht wurde. Seine Augen blicken freundlich, wenn er darüber berichtet, was er im Arbeitslager Rüdersdorf und vier weiteren Arbeitslagern erlitt und erlebte. Die Erinnerungen wühlen ihn bis heute auf. Es ist der Drang nach Wiedergutmachung für ihn und alle Menschen mit ähnlichem Schicksal, für alle politischen Häftlinge, die unangemessen hohe Strafen für Bagatellen absitzen mussten, der ihn antreibt. Er will Klarheit, dass nicht sie es gewesen sind, die kriminell waren. Er will nicht begreifen, dass er auch heute, 20 Jahre nach dem Mauerfall, noch immer Leidensgenossen trifft, die sich für ihre Haftzeit schämen und nicht öffentlich über die Zäsur ihres Lebens sprechen möchten. „Zum Glück trauen sich immer mehr darüber zu reden“, sagt er.

Er will nicht schweigen. Er will erzählen, was das für ein Gefühl gewesen ist, die Hälfte des Lebens in Furcht gelebt zu haben. Er will der Menschheit ein Dokument hinterlassen, das die dunkle Seite der DDR zeigt. „Für mich ist das Allerwichtigste, dass nichts vergessen wird. Irgendwann sind alle tot, die es selbst erlebt haben. Was würde der Nachwelt dann noch bleiben außer Fakten von Historikern und ein paar verstaubte Akten?“, fragt er.



Rainer Buchwald und Clemens Lindenau sind in der gleichen Ecke von Berlin aufgewachsen.

Wer ist dieser Mann, dessen Leben eine Achterbahnfahrt ist? Wer ist dieser Mann, von dem die Stasi glaubte, ihn in Arbeitslager zur Umerziehung schicken zu müssen? Fangen wir von vorne an: Rainer Buchwald wurde 1950 in Ost-Berlin geboren. Er wächst bei den Großeltern auf, in einer ruhigen Straße hinter der Schillingbrücke. Es sind nur ein paar Meter zum Ostbahnhof. Er findet die Schule okay und liebt es, mit Freunden vor der Tür zu spielen. Wenn Erwachsene das Kind fragen, was es denn später einmal werden möchte, ist die Antwort stets gleich: Architekt im Hochbau. Stundenlang kann sich der Junge mit dem Baukasten aus echten Ziegeln beschäftigen, den ihm seine Großeltern geschenkt haben. Er baut Millimeter für Millimeter eine Kirche, zieht einen Turm in die Höhe. Keiner darf das Bauwerk anfassen, bis die Klötze von allein wieder herunter purzeln.

Bis zum Mauerbau ist Rainer Buchwald ein zufriedener Mensch. An jenem Sonntag, dem 13. August 1961, wird in Berlin eine Mauer errichtet und er muss lernen, mit dieser seltsamen Mauer zu leben. Von einem Tag auf den anderen wird sein Leben in zwei Teile zerlegt, in ein Davor und ein Danach. Vorher ist Rainer Buchwald oft in West-Berlin gewesen, hat sich Mickey Mouse Hefte gekauft und Filme im Kino an der Köpenicker Straße angeschaut. Er hat mit seinen Freunden am anderen Ende

der Schillingbrücke in den Trümmern der Ruinen gespielt und sich normale Rangeleien unter Kindern geliefert, sobald einer von der eigenen Straße gegen Pöbeleien von der anderen Seite verteidigt werden musste.

Danach ist da eine unüberwindbare Grenze. Da, wo sie vorher unbeaufsichtigt herumtollten, sollten sie plötzlich nicht mehr hingehen. Buchwald vermisst seine Futterecke, den Kiosk hinter der Schillingbrücke, in dem er vom Taschengeld Lakritze und Kaugummis gekauft hat. Der Weg zum Lieblingskino auf der anderen Seite der Mauer ist versperrt. Die geliebten Mickey Mouse Hefte werden verboten: Schundliteratur.

Es ändert sich viel in Berlin. In der Schule werden Lehrer ausgetauscht, die neuen erklären, nicht der Kapitalismus, einzig der Sozialismus sei die wahre Gesellschaftsordnung. Bei der Volksbildung werden Pioniernachmittage angeordnet. Wer nicht mitmachen will, wird geschnitten.

Rainer Buchwald liest 30 Jahre später in Unterlagen des Bundesarchivs Schwarz auf Weiß: Von klein auf wurde er von der Jugendhilfe des Stadtbezirks Friedrichshain beobachtet. Er ist unehelich auf die Welt gekommen. Seinen Vater hat er nur flüchtig kennen gelernt. Seine Mutter, eine Putzfrau bei der Kommunalen Wohnungsverwaltung Friedrichshain, lebt zunächst mit ihrem Sohn bei ihren Eltern. Irgendwann heiratet sie den Mann, den sie liebt, und bringt drei weitere Kinder auf die Welt. Der Junge kann seinen Stiefvater, der trinkt und öfter mal zuschlägt, nicht leiden. Er wird bei seinen Großeltern gelassen. Bei ihnen hat es der Junge gut. Erziehungsberechtigt bleibt aber seine Mutter.

Diese wird eines Tages zum Jugendamt bestellt und aufgefordert: „Entweder Sie unterschreiben, dass Ihr Sohn in ein Heim kommt zur Umerziehung, oder wir entziehen Ihnen das Sorgerecht!“ Eingeschüchtert setzt sie ihre Unterschrift auf das Blatt Papier, denn sie hatte keine Zuzugserlaubnis für ihren Sohn bekommen.

Als Rainer Buchwald in ein Heim für Schwererziehbare muss, ist er elfeinhalb. Eine besondere Schulausbildung erhält er dort nicht. Drei Jahre später wird er wieder entlassen. Seine Mutter hatte dafür extra eine größere Wohnung in Berlin-Friedrichshain bekommen: vier Räume im Altbau. Sie nimmt ihren Sohn bei sich auf. Mit einem durchschnittlichen Schulzeugnis aus der siebten Klasse fängt er beim VEB-Hochbau Berlin eine Lehre als Betonierer an und kann danach seine Lehre als

Betonbauerlehrling anfangen. Jeden Tag fährt er mit der Bahn kreuz und quer durch Ostberlin zur Arbeit. Manchmal muss er zu Baustellen, die im Grenzgebiet liegen, und seinen Passierschein vorzeigen. Hatte er den Schein zu Hause liegen gelassen, musste er schnell zurück und ihn holen. Ohne kommt niemand an den Grenzsoldaten vorbei, die im Sperrbereich Wache halten.

Sein Job gefällt ihm. Er bringt jetzt gute Leistungen und schreibt viel bessere Noten. Bis der alte Lehrmeister Herr K. in Rente gehen muss und ein Lehrfacharbeiter für ihn weitermacht. Der Neue ist streng. Rainer Buchwald hat noch eine Szene in guter Erinnerung, als ihm sein Lehrfacharbeiter gleich als eine seiner ersten Aktionen das Mutterkreuz, auf das ein Beatleskopf über dem Hakenkreuz aufgeklebt war, wegnimmt. Der Typ ist einfach zum Bauwagen gegangen, hat noch einen Siegelring entdeckt, den Rainers Großvater in der Kriegsgefangenschaft angefertigt hatte, und ihn einfach behalten. Buchwald beschwert sich lautstark, doch sein Protest verhallt im Staub. Er wird die Gegenstände nie zurückbekommen.

„Hast Du heute Abend Zeit, um mich zu Hause zu besuchen, da können wir über alles reden“, fragt der Lehrfacharbeiter.

Rainer Buchwald entgegnet „Ja, klar“. Er hat keine Ahnung, worauf er sich da einlässt.

Nach der Arbeit fährt er mit seinem Lehrmeister nach Kaulsdorf. Der Abendbrottisch ist schon gedeckt. Schweigend essen sie. Rainer vermutet, gleich werde ihm sein Vorgesetzter seine Sachen zurückgeben. Stattdessen erzählt ihm der Chef von seiner Tätigkeit bei der Staatssicherheit. Wie er im Frauenknast Häftlinge vernommen habe, jedoch jetzt etwas Anderes machen wolle. Er zeigt ihm seine Uniform, wohl in der Hoffnung, er könne dem jungen Mann damit imponieren. An den dunkelroten Biesen an den Ärmeln und Kragenspiegeln erkennt Rainer die Farben der Staatssicherheit.

„Du kannst sie haben, wenn du zur Armee gehst. Ich würde sie dir gerne geben“, sagt er.

Rainer antwortet hastig „Nein, danke, nicht nötig“, und verabschiedet sich freundlich. Es war spät geworden. Morgen würde der Wecker wieder sehr früh klingeln.

Am nächsten Tag erzählt er die Geschichte seinen Arbeitskollegen, die nur eines wissen wollen:

„Hast Du deine Sachen wieder?“

Nein, aber der offensichtliche Versuch, ihn als Spitzel für die Staatssicherheit zu werben, war gründlich daneben gegangen.

Von da an sind die schönen Jahre seiner Jugend vorbei. Rainer Buchwald lebt in Furcht. Er erfährt, wie die Leute von der Stasi ticken. Wer nicht in das sozialistische Einheits-Bild des Jugendlichen passt, der fein frisiert und im gebügelten FDJ-Hemd für den Arbeiter- und Bauernstaat demonstriert, hat kein leichtes Leben.

Immer häufiger bekommt er mit, wie unerwünscht aufmüpfige Jugendliche in der DDR sind und in Gefahr geraten. Harmlose Treffen können schnell schlimme Folgen haben, grobe Vergehen sind äußerst selten. Auch Buchwald macht das, was Jugendliche seines Alters für ihr Leben gerne tun: herumhängen. Er hockt gerne mit seinen Freunden zusammen, trifft sich mit ihnen am Alexanderplatz, um mit Kofferradios die Beatles und die Stones zu hören. Sie unterhalten sich, was es Neues gibt, machen Bekanntschaft mit weiblichen Schönheiten. Auf diese Weise ergibt sich schon mal eine Gruppe Jugendlicher auf einem Fleck. In der DDR konnte das reichen, um wegen „Rowdytums“ verhaftet und in das Arbeitslager gesteckt zu werden. Rainer vergeht das Lachen, wenn er an dieses schwarze Kapitel im DDR-Strafgesetzbuch denkt. Er mochte sich damals nicht vorstellen, wie es wäre, wenn er auf der Berg- und Talbahn oder am Glühweinstand auf dem Weihnachtsmarkt gefasst werden würde, nur weil ein paar mehr Freunde als erlaubt dort zusammenstehen. So war es Bekannten ergangen. Oder die neun, die sich verabredet hatten, um am Alexanderplatz ein Bier zu trinken, dann einzeln verhaftet und in die U-Haft Keibelstraße gescheucht wurden, dort ein paar Stunden vor Beamten Rede und Antwort stehen mussten und wieder nach Hause geschickt wurden, weil sich herausgestellt hatte, dass die Jugendlichen wirklich nur ein Bier trinken wollten und keine große Aktion planten. Solche Ereignisse jagen Angst ein. Wenn sie in der Clique beieinander stehen, vergewissern sie sich ständig, ob sie beobachtet werden.

Eines Tages passiert es dann doch. Am frühen Abend werden sie von Volkspolizisten geschnappt. Mit ihren halblangen Haaren, wie es Mode ist, und in Jeans sind sie aufgefallen, wie sie in der Clique zusammenstanden und Radio Luxemburg und SFB hörten. Ihre Kofferradios sind sie erst einmal los. In der Polizeiwache dürfen die Eltern die Geräte wieder in Empfang nehmen. Den Jugendlichen sagt keiner, dass diese Aktion eine Warnung ist. Niemand ist sich einer Schuld bewusst. Wie sollten sie Musik hören, wenn nicht so? Wie für die meisten seiner Altersgenossen ist auch

für Rainer ein eigenes Kofferradio unerschwinglich. Er verdient als Lehrling 65,70 Mark im Monat, 50 Mark Essens- und Wohngeld gibt er zu Hause ab. Von den 15 Mark, die noch übrig sind, kann er sich kein Kofferradio für 360 Ostmark zusammensparen.

Das Stadtbezirks-gericht ^{Mitte}

Berlin den 15. August 1967
Fernruf

Aktenzeichen: Hs. B. 78/67
(Bei Eingaben stets anführen)

2
StU
000005

Haftbefehl

Der Lehrling **Buchwald, Rainer**
geb. am 7. 12. 1950 in Berlin
Wft.: 1017 Berlin, Müncheberger Str. 24
ist in Untersuchungshaft zu nehmen

Er wird beschuldigt in August 1967 in Berlin

Staatsverleumdung dadurch begangen zu haben, indem er u. a. seinen linken Unterarm mit einer Losung bemalte oder tätowierte, in der die Schutz- und Sicherungsmaßnahmen für die hiesige Staatsgrenze diffamierte und verleumdet wurden. Er tat dies zu dem Zwecke, um die von der Arbeiter- und Bauern-Macht beschlossenen Maßnahmen in der Öffentlichkeit zu diskreditieren.

Am 13. August 1967 wurde er festgenommen zusammen mit dem Mitbeschuldigten **Obst**, der beide Ärmel seines Oberhemdes hochgekrempt hatte, so daß die Hetzlosung sichtbar wurde.

Strafbar gemäß § 20 Abs. 1 StGB, §§ 1 und 4 JGVO

Da noch weitere Mitläufer gegeben und noch erhebliche Widersprüche zwischen den Aussagen aller Beteiligten vorliegen, besteht Verdunklungsgefahr.

Gegen diesen Haftbefehl ist binnen einer Woche das Rechtsmittel der Beschwerde zulässig



dem

K. Krautter
K. Krautter
Richter

Rüdersdorf, die Zäsur seines Lebens

Am Morgen jenes Tages, an dem sie ihn abholen, verlässt Rainer Buchwald das Glück. Ab da ist nichts mehr, wie es war. Der Junge ist 16 und landet im Gefängnis. Genau genommen in einem Jugendwerkhof. Das waren Einrichtungen der Jugendhilfe der DDR. Hier sollten Jungen und Mädchen zwischen 14 und 18 mit Disziplin und harter Arbeit „umerzogen“ werden, die meisten wurden wegen „Rowdytum“ und „Arbeitsbummelei“ verurteilt. Buchwald kennt den erhobenen Zeigefinger von Eltern, die drohen: Wenn du nicht brav bist, kommst du nach Torgau'. Jeder in der DDR wusste, dass ein Aufenthalt dort nichts Gutes verheiß. „Kinderheim Eilenburg, Torgau und Freital hatte ich immer mal wieder gehört. Der Ort Rüdersdorf sagte mir dagegen nicht viel. Ich hatte nur gehört, dass dort kriminelle Jugendliche eingeliefert wurden. Arbeitslager in diesem Ausmaß waren uns nicht bekannt, woher auch? Als wir aus Rüdersdorf entlassen wurden, mussten wir unterschreiben, dass wir kein Wort erzählen werden“, erinnert sich Buchwald und fügt hinzu: „Es lag aber auf der Hand, dass Glatzköpfe, die in Berlin herumliefen, in Rüdersdorf waren. Es gab auch welche, die haben sich aus Protest nochmal eine Glatze rasiert, und wurden dafür zum zweiten Mal in Rüdersdorf eingesperrt, weil es eine Protestglatze sein könnte.“ Zum Verhängnis wird Buchwald eine Lappalie. An diesem 9. Februar 1967 fragt er seine Mutter, ob er bei seinem Kumpel Dieter schlafen dürfe. Die beiden wollen eine Modelleisenbahn fertig bauen. Erst ist sie sauer, dann gibt sie nach. „Von mir aus, geh'.“

Keine 24 Stunden später sitzt er im Gefängnis. Um halb sechs Uhr morgens reißt ihn die Türklingel aus dem Schlaf. Dieters Vater öffnet und lässt dunkle Männer in Uniformen herein. Sie holen Rainer Buchwald aus dem Bett. Er zieht sich einen Pullover über und schlüpft in seine Hosen. Sie legen ihm eine Knebelkette um seine Handgelenke, fassen ihn an die Schulter und nehmen ihn mit. Ihm ist, als sei er in einem bösen Traum. Er wagt nicht zu fragen, was das soll. Gut 700 Meter zerrren sie ihn von der Wohnung über die Frankfurter Allee zur Polizeiwache an der Proskauerstraße in Berlin-Friedrichshain. Danach sitzt er in einem Streifenwagen und muss beim Durchgangsheim Alt-Stralau wieder aussteigen. Hier verbringt er eine

schlaflose Nacht. Rainer Buchwald starrt Löcher in die Wand und überlegt fieberhaft, was geschehen ist. Wieso liegt er hier auf diesem schmalen Bett? Woher wussten sie, dass er über Nacht nicht zu Hause geblieben war? Hat ihn sein Stiefvater, der ihn nicht ausstehen kann, angeschwärzt?

„Morgen bin ich wieder zu Hause“, versucht er sich zu beruhigen.

Mit ein paar anderen bringen sie ihn am nächsten Morgen im schlecht gefederten Lastwagen nach Rüdersdorf. Zwei Polizisten bewachen den Transport.

Im Arbeitslager für Jugendliche an der Ernst Thälmannstraße rumpelt der LKW rückwärts auf das Gelände. Die Tür zur Ladefläche wird aufgestoßen.

„Absteigen“, brüllt einer. „Im Laufschrift!“

Wohin? Ahnungslose Gesichter. Ein Mann, der daneben steht, zeigt, wo es lang geht.

Im Gleichschritt werden die Gefangenen über den öden Innenhof der vergitterten Kaserne dirigiert.

„Laufschrift!“, brüllt schon wieder einer und drückt Rainer eine Pistole in den Rücken. Er kennt das knackende Geräusch, das entsteht, wenn die Waffe entsichert wird. Es muss eine Kalaschnikow sein. Oft hatten sie mit dem Schnellfeuergewehr hantiert, als er seine vormilitärische Ausbildung machte. Rainer Buchwald erschrickt. Langsam, nur keine Angst anmerken lassen. Stell' dir vor, neben dir wäre eine Horde Wildschweine. Innerlich fleht er: Bitte nicht schießen! Nach ein paar Sekunden ist der Spuk vorbei. Ein anderer hatte den Polizisten entwaffnet.

Er wird in eine Baracke geschubst. Als alles überstanden ist, erzählen ihm die anderen, ein Wachtmeister habe verrückt gespielt. Angeblich hatte ein anderer versucht, seinen Genossen gewaltsam von Rainer Buchwald fernzuhalten. Im Waschraum strömt den jungen Männern ein muffiger Geruch entgegen. Zuerst wird ihnen eine Glatze rasiert. Rainer Buchwald schaut in den Spiegel. Er sieht einen Fremden. Er greift sich an den Kopf, der sich groß und rund anfühlt. Verstoßen blickt er zu den anderen. Es ist irre: überall nackte, weiße Schädel. Alle sehen gleich aus. Er kämpft mit den Tränen.

Nachdem sie Haare, Kleidung und Schmuck abgelegt haben, marschieren sie einen kahlen Gang entlang zur Effektenkammer, wo ihre Habseligkeiten aufbewahrt werden. Ein Schließer verteilt Sträflingsbekleidung: blau-weiß gestreifte Unterwäsche, ausrangierte und umgefärbte Uniformen mit gelben Streifen an den Hosen. Dazu

gibt es blau-weiß kariertes Bettzeug und zwei kratzige Decken. Danach werden die Türen zu den Gemeinschaftsräumen aufgeschlossen, ihre Unterkunft für die nächste Zeit. Sie bekommen die Anweisung, sich künftig immer mit Zögling und Nummer zu melden und die Uniformierten mit Dienstgrad anzusprechen. Das bedeutet: erst einmal auswändig lernen, welche Dienstgrade es überhaupt gibt und wie man sie gleich erkennt.

Den Grund für die Einweisung ins Arbeitslager erfährt Rainer Buchwald erst Jahre später. Als er in seinen Stasi-Akten blättert, ist das entsetzlich für ihn. Er würde am liebsten vernichten, was da seitenweise über seine geliebten Großeltern und über ihn steht. Im Ermittlungsbericht der Jugendhilfe heißt es, das „ungünstige“ Umfeld bei den Großeltern, der Opa ist Kriegsinvalid und hört den ganzen Tag Rundfunk im Amerikanischen Sektor, war dem Staatsapparat ein Dorn im Auge. Großeltern und auch Eltern hätten in der sozialistischen Erziehung versagt. Buchwald sei von Nachbarn zwar als ruhiger, freundlicher und höflicher Mensch beschrieben worden, insgesamt hätten bei der Erziehung jedoch die „nötige Sorgfalt und feste Hand“ gefehlt. Die Großmutter habe jegliche Kontrolle über ihren Enkel verloren. Er habe begonnen, sich in seiner Freizeit herumzutreiben und Alkohol zu trinken. Das sei an den Haaren herbeigezogen, sagt Buchwald. Seine Großeltern, die Oma war bis ins hohe Alter Gartenarbeiterin, seien, solange er bei ihnen war, gut beieinander und für ihn da gewesen. „Es waren anständige Leute. Als sie geheiratet haben, einer war katholisch, der andere evangelisch, haben sie mit der katholischen Kirche sogar einen Kompromiss ausgehandelt, damit ihr Enkel katholisch erzogen wird.“

Wortwörtlich ist in den Stasi-Unterlagen notiert: „Nachdem Buchwald zu Beginn des Jahres 1967 mehrfach seinem Arbeitsplatz ferngeblieben war, wurde er für die Dauer von zwei Monaten in die Vollzugseinrichtung Rüdersdorf eingewiesen.“ Im Widerspruch dazu steht ein Vermerk, der seine Leistungen als Betonbauerlehrling beurteilt. Rainer habe sich gut in das Aktiv eingefügt, er sei bemüht, die an ihn gestellten Anforderungen in beiden Teilen der Berufsausbildung zu erfüllen. Er müsse in Zukunft jedoch pünktlicher sein, sein Verhalten wiederum sei einwandfrei. Fakt ist: Während seiner Lehrzeit vom 1. September 1966 bis 30. August 1967 hat Buchwald ganze zwei Stunden unentschuldigt gefehlt.

Rüdersdorf ist der Beginn einer langen Reise durch Arbeitslager. Er habe nicht gewusst, was ihm bevorsteht. Es sei ihm alles unheimlich vorgekommen, sagt Rainer Buchwald heute. „Die acht Wochen in Rüdersdorf waren der Knacks in meinem Leben: Hinterher hatte ich Schuldgefühle, habe mich geschämt, dass ich überhaupt auf der Welt bin.“ Er fragt sich heute noch: Was habe ich getan? Warum wurde ich mit 16 wie ein Schwerverbrecher behandelt? Doch immer klarer dringt in sein Bewusstsein: „Nicht wir haben unrechtmäßige Dinge getan. Wir wollten nur haben, was jedem Menschen zusteht, der die Freiheit liebt. Ein Leben ohne Zwang und unsinnige Vorschriften.“ Was würde man heute sagen, wenn man mit seiner Freundin im Bett liegt und plötzlich steht ein Polizist im Zimmer, der fragt, ob man eine Genehmigung dafür habe? Ist das menschenwürdig? „Weil wir nicht alles gemacht haben, was sie wollten, haben sie uns wegen Bagatellen eingesperrt. Sie haben uns unsere Jugend gestohlen.“



So sieht das Arbeitslager für Jugendliche in Rüdersdorf heute aus.

Ein Tag in der Anstalt

In Berlin bläst ein eiskalter Wind. Es hat wieder zu schneien begonnen. Vorige Woche war ich mir noch ziemlich sicher, dass der Frühling im Anflug ist, als die ersten warmen Sonnenstrahlen fielen. Die Abgeordneten treffen sich zur ersten Sitzungswoche im neuen Jahr. Am Vormittag tagte der Europaausschuss, mittags war ich beim Geburtstag eines Kollegen aus Thüringen. Zurück im Büro habe ich ein paar wichtige Telefonate erledigt und mit meinen Mitarbeitern besprochen, was ansteht. Es klopft an der Tür. Rainer Buchwald und Clemens Lindenau, seine Geschichte werde ich gleich noch von Anfang bis Ende erzählen, sind da. Es ist 14 Uhr. Bis zu meinem nächsten Termin haben wir gut zwei Stunden Zeit zum Reden. Clemens nimmt sich ein Quarkbällchen, Rainer und ich nippen am Kaffee. Ich möchte mehr über ihr Leben hinter Gittern erfahren.

Wie ist ein ganz normaler Tag abgelaufen? Wann wurden sie geweckt? Was machten sie in ihrer Freizeit? Durften sie Bücher lesen? Was gab es zu essen? Welche Jobs hatten sie?

Um es gleich zu sagen: Beide waren etwa zur gleichen Zeit in Rüdersdorf, hatten aber nicht sehr viel miteinander zu tun, weil sie in verschiedenen Stuben untergebracht waren. „Du kommst im Gefängnis mit vielen Menschen zusammen, aber du kennst keine Menschenseele. Mit anderen Häftlingen hast du kaum ein Wort gewechselt. Das durften wir auch gar nicht und wenn, dann wurde streng kontrolliert, worüber wir quatschen. Das war aber nicht weiter schlimm: Die wenigsten konntest du ausstehen“, sagt Lindenau.

Nachdem alles überstanden war, haben sich die beiden über ein Internetforum wieder gefunden und beschlossen, ihre Geschichte gemeinsam aufzuarbeiten. Seitdem haben sie sich viele Male getroffen. „Jetzt sind wir Freunde“, sagen sie.

Rüdersdorf, ein kleiner Ort bei Berlin. Hier ist der Bergbau zu Hause. Der Kalksteinabbau prägt den Ort. Mit Kalksteinen aus Rüdersdorf wurde zum Beispiel das Brandenburger Tor aufgebaut. Zu DDR-Zeiten wurde gleich beim Zementwerk ein Arbeitslager für Jugendliche eingerichtet. Die Häftlinge sind männlich und einander sehr ähnlich: lange Haare, Jeans, bunte Hemden und an den Armen tätowiert. In der

Erinnerung ist diese Einrichtung nicht besonders groß. Der Bau ist flach und durch einen hohen Bretterzaun und Stacheldraht sowie eine Hundelaufzone gesichert. Es gibt eine lange Baracke und einen betonierten Hof. Den circa zwei Meter langen Todesstreifen umgrenzt ein Draht. Dazwischen streunen bissige Hunde umher. Bewacht wurden die Jugendlichen von Volkspolizisten und Erziehern des Referats Jugendhilfe/ Heimerziehung, die ihnen auch gleich zu Beginn eintrichtern:

„Versucht nicht zu fliehen. Wir schießen sofort.“

An diesem Punkt seiner Geschichte frage ich mich, wie man so lange über Schießbefehle an der Mauer diskutieren kann, ob es die nun gab oder nicht, wenn es sogar Schießbefehle für das Arbeitslager gegeben hat, in einem hermetisch abgeriegelten System? Das ist geradezu grotesk: Es wäre doch sowieso niemand davon gekommen. Wie denn, wohin denn? Jeder hätte dich irgendwo erkannt, gemeldet. Überall gab es ABVs, Abschnittsbevollmächtigte der Volkspolizei, und Volkspolizei-Helfer.

Das „Zuhause“ der jungen Männer für die nächsten Wochen bzw. Monate sind Gemeinschaftsräume. In jedem stehen vier bis acht Doppelstockbetten aus Eisen, in der Mitte befindet sich ein langer Holztisch mit Hockern. Die Schränke an den Wänden sind überflüssig. Da liegt höchstens ein Rasierpinsel oder eine Unterhose im Regal.

Im Lager werden die Jugendlichen gedrillt: früh aufstehen, dann Frühsport, waschen, Bettenbau exakt auf Kante, 15 Minuten für das Frühstück unter Aufsicht, selbst der Gang zur Toilette ist streng reglementiert, dazu endlose Appelle wie beim Militär und sinnlose Erziehungsrituale.

Rainer und Clemens erinnern sich noch an viele Details in Rüdersdorf und in den anderen Lagern, die sie von innen gesehen haben. Sie betonen beide immer wieder: „Es hat keinen Unterschied gemacht, ob wir im Jugendwerkhof und dann später als Erwachsene im Arbeitslager waren. Der Ablauf war in etwa gleich. Höchstens die Zellen waren unterschiedlich groß und wir hatten unterschiedlich viele Zellengefährten, mal waren wir auch nur zu zweit oder alleine im Arrest. Und das Essen konnte von passabel bis ekelhaft schmecken, je nachdem, wer gerade gekocht hat.“ Trotz-

dem sind sie einer Meinung: „Rüdersdorf war am schlimmsten, weil der Ort am Anfang stand.“

Hier beschreiben sie einen ganz normalen Tag hinter Gittern, wie sie ihn noch im Kopf haben:

5.30 Uhr

Jeden Morgen um fünf weckt eine Trillerpfeife die „Zöglinge“. Schlaftrunken klettern sie aus ihren Betten, legen die karierte Bettwäsche exakt nach Muster zusammen. Nacheinander gehen sie in den Waschraum, putzen sich die Zähne, damals noch mit einem dafür geeigneten Zahnstein. Anschließend wird „gekübelt“. Das heißt, der große Eimer, in den die Zellen-Bewohner nachts notdürftig pinkeln, wird im Freien entleert und im Waschraum ausgespült. Um halb sechs werden die Stuben gereinigt. Sorgfältig wischen die jungen Männer den am Vorabend gebohnerten Fußboden. Schon beim kleinsten Vergehen in punkto Ordnung und Sauberkeit konnten die Erzieher Strafen verhängen, die bis zum Arrest reichen. Da gibt es schon eine Extra-Runde auf dem Appellplatz, wenn der Rasierpinsel nicht richtig liegt. Wenn einer noch Falten im Bettzeug bemerkt, reißen die Bewacher alles herunter und man kann noch einmal von vorne anfangen. Vor dem Frühstück treiben die Zöglinge eine halbe Stunde Sport: Entengang, Häschen-Hüpf, Liegestütze, Kniebeugen und laufen. Hinterher sind die Zöglinge nass geschwitzt, riechen nach Schweiß und träumen von einer kalten Dusche, die höchstens einmal pro Woche erlaubt ist.

6.00 Uhr

Kurz nach sechs öffnen sich die Türen zu den Verwahrräumen. Es gibt Frühstück, das schweigend auf den Hockern in der Stube eingenommen wird. Drei Scheiben Kastenbrot mit Margarine und Marmelade, dazu Muckefuck, Malzkaffee, den sie als Kinder immer trinken mussten und schon damals nicht mochten, weil er fad geschmeckt hat. Brot bekommen die Zöglinge zweimal täglich, dazu ein bisschen Fleisch und Gemüse. Mittags gibt es oft Eintopf mit Graupen, Reis und Kohlrüben, manchmal auch Pellkartoffeln mit Brathering, und zusätzlich ein Stück Obst. Meistens einen faulen Apfel. Abwechslungsreich kann die Ernährung nicht werden. Für die Mahlzeiten eines Gefangenen dürfen in den sechziger Jahren nur 2,70 MDN pro Tag ausgegeben werden.

6.30 Uhr

Bis halb sieben sind alle in den Verwahrräumen eingeschlossen, um gezählt zu werden. Morgenappell nennt sich das. Die Wächter blasen in die Pfeifen und alle schlurfen schön der Reihe nach hinaus. Im Laufschrift begeben sie sich zum Platz vor der Baracke. Draußen stellen sich die Bewohner der einzelnen Räume auf. Es wird durchgezählt. Ein Insasse meldet: alle vollzählig. Danach ist Schichtwechsel beim Wachpersonal.

7.00 Uhr

Um sieben wird eingeteilt, damit die Jugendlichen zu ihren Jobs können. Die Wächter rufen jeden einzeln auf und weisen jeden Zögling einem Arbeitskommando zu. Tiefbau, Zementwerk 1, Zementwerk 2, Zementwerk 3, Zementwerk 4. Die, die übrig bleiben, verrichten gerade anfallende Arbeiten im Lager, zum Beispiel drei Stunden lang den Boden im Flur der Baracke wischen. In einem alten Lastwagen S 4000 fahren die Jugendlichen zur Arbeit. Das ist ein echter Luxus für die Jungs. Es ist schön, Dinge zu sehen, die sich wie Freiheit anfühlen. Und wenn es nur die Berufsschule oder eine Brücke ist. Es gibt ein wenig Orientierung.

7.30 Uhr

Nachdem die Zöglinge bei ihren Arbeitsstellen angekommen sind, durchgezählt wurden und Bekanntschaft mit dem Hund geschlossen haben, der dem Wachpersonal bei der Aufsicht hilft, beginnt die Arbeit. Rote Fähnchen umkreisen die Zone, die keiner verlassen darf. Eine Viertelstunde Frühstückspause ist erlaubt. Die Zöglinge trinken Tee. Diejenigen, die sich in den Augen des Wachpersonals besonders gut angestrengt haben, bekommen von einem Schließer in blauer Uniform zur Belohnung eine Zigarette extra. Ein Hauptwachtmann der Sorte „Gnadenlos“ ist besonders auffällig. Mit 1,65 ist er nicht besonders groß, hat einen Goldzahn in der oberen Zahnreihe und bekommt den Spitznamen „Bugs Bunny mit Goldzahn“. Wenn er brüllt, zucken alle zusammen. Er schikaniert nach Strich und Faden: Wurde der Boden gekehrt und die Häftlinge haben Zigarettenstummel gefunden, die sie gerne noch ausrauchen würden, zertritt er die Kippe sofort.

12.00 Uhr

Pause. Es ist Zeit zum Mittagessen. Eimerweise liefern Bedienstete aus der Kantine des Strafvollzugs in Rüdersdorf Essen samt Besteck. Ungenießbar ist stinkender Brathering. Zum Trinken gibt es Tee. Nachschlag beim Essen könnten sie gut vertragen, doch Extraportionen sind im Verpflegungsgeld nicht eingerechnet. Sie haben immer Hunger.

13.00 Uhr

Nach der Mahlzeit geht es wieder an die Arbeit. Obwohl ihnen das körperliche Schuffen viel abverlangt, sind Rainer und Clemens froh, etwas zu tun zu haben. Die Arbeit bedeutet die einzige Abwechslung im öden Gefängnisalltag. In ihrem alten Leben haben die Kameraden eine Ausbildung im Hoch- oder Tiefbau, als Elektriker oder Maler gemacht oder sind noch zur Schule gegangen. Hier werden sie als Hilfsarbeiter im Steinbruch und an den Öfen ausgenutzt. Da werden sie dringender gebraucht und es ist billiger. Was sind das für Jobs? Im Tiefbau demontieren sie zum Beispiel Schienen einer Kleinbahn und transportieren sie ab. Mit einem schweren Hammer zerhauen sie Steine. Den Dreck, der vom Fließband heruntergefallen ist, schaufeln sie wieder auf. Einige schleppen stundenlang 50 Kilo schwere Zementsäcke. Gefürchtet ist der Einsatz an den Drehöfen, die keine drei Stunden vorher ausgeschaltet worden waren. Es ist glühend heiß. Alle Insassen wehren sich mit aller Kraft, hineinzukriechen und sie zu reinigen. Die, die keine Wahl haben, schreien alle zehn Minuten nach einer Pause und lechzen nach einer Zigarette. Im Gedächtnis geblieben ist auch ein bitterkalter Tag im Februar. Im Zementwerk IV, wo der Wind nur so durch die Ritzen zieht, müssen die Zöglinge solange Zementsäcke schleppen, bis einige die Kälte nicht mehr aushalten, sich einen nassen Lappen auf die entblößte Brust legen, in der Hoffnung, eine Lungenentzündung zu bekommen, um der Schinderei zu entkommen und im Krankenlager behandelt zu werden. Einige werden im neuen Krankenhaus in Rüdersdorf medizinisch versorgt, weil sie minutenlang ihren Ellenbogen an die Wand geschlagen haben, bis sie sich eine schwere Prellung zugezogen haben. Schmerzen, manche essen auch Seife und Zahnpasta, um Fieber zu bekommen, nehmen sie in Kauf. Es ist der verzweifelte Protest gegen unwürdige Zustände. Die Personen, die es ins Krankenbett geschafft haben, werden nie mehr gesehen.



So ist das Bild von Rüdersdorf im Kopf: eine Zeichnung beim Gleisbau.

15.30 Uhr

Nachmittags um halb vier ist eine Viertelstunde Kaffeepause. Die Zöglinge können wählen zwischen Muckefuck und Tee. Zu essen gibt es nichts.

18.00 Uhr

Um sechs ist Feierabend. Nachdem alle angetreten und gezählt sind, geht es im LKW zurück. Im Lager das gleiche Procedere noch mal: Aufstellen, Zählen und Einrücken in die Gemeinschaftsräume. Wächter geben das Kommando, den Raum zu heizen. Die Zöglinge bekommen eine ziemlich niedrig bemessene Menge an Papier und Holzscheiten. Wenn das Material nicht reicht, bleibt der Ofen aus. Danach büsten alle ihre Arbeitsklamotten, putzen ihre Schuhe und räumen auf. Danach nehmen die Wächter die Räume unter die Lupe, lassen alle antreten zum Abzählen und treten ab zum Schichtwechsel.

19.00 Uhr

Nach dem Abendessen haben die Jungs ein paar Minuten für die Körperpflege. Sie putzen sich die Zähne, waschen sich das Gesicht und gehen aufs Klo. Sobald sie zurück sind, lesen ein paar. „Die Abenteuer des Werner Holt“, ein Antikriegsroman von Werner Noll, ist sehr beliebt, auch, weil es in dem Buch ein wenig um Erotik geht, um eine Sache, die es im Gefängnis-Alltag, von homosexuellen Kontakten mal abgesehen, nicht gibt. Zeitungs-Lektüre ist das „Neue Deutschland“, das Medium des SED-Organs. Die Gefangenen können sich auch eine Regionalzeitung bestellen und von den 20 Mark Einkaufsgeld bezahlen, das sie monatlich bekommen. Das können sich aber nur die Nichtraucher leisten. Die Raucher haben damit zu tun, genug Tabak und Zigarettenblättchen zu bestellen. Die Zeit vor dem Schlafengehen ist einsam und still. Die Zöglinge hängen ihren Gedanken nach. Sie sind müde vom Arbeiten. Sie haben kein Bedürfnis nach Unterhaltung. Hier interessiert sich keiner für keinen, hier misstraut jeder jedem. Der Wächter verteilt kaum Briefe und Pakete von den Angehörigen. Wie auch? Dreimal im Monat dürfen zwar Briefe empfangen werden, Buchwalds Mutter jedoch hat erst von der Sache erfahren, als er wieder entlassen wurde. Möglicherweise ist es auch besser so, dass sie kaum etwas an das Leben draußen erinnert. So kann keiner sentimental werden. Gefangene haben keine Zeit für Gefühlsduseleien. Sie haben keine Kraft für Wutausbrüche. Sie weinen nicht. Sie spenden sich gegenseitig keinen Trost. Das Gefängnis ist eine Welt ohne Gefühle.

21.00 Uhr

In den Verwahrräumen geht das Licht aus, vor den Fenstern werden die Luken zugemacht. Buchwald klettert in das obere Etagenbett. Clemens Lindenau denkt an das Leben draußen. Was seine Maus wohl gerade macht? Er vermisst seine Freundin und sendet ihr in Gedanken einen Kuss. Dann dreht er sich zur Seite und schläft sofort ein.

So sieht das Sechstagesprogramm aus. Am siebten Tag bläst das Wachpersonal den Zöglingen den Marsch zum Saubermachen im Revier. Sie dürfen nicht in die Kirche, obwohl es in der Nähe eine geben soll. Rainer Buchwald ist ein gläubiger Christ, er würde gerne „Großer Gott, wir loben dich“ singen, und mit einem Pfarrer über seine Not reden. Er ist ja noch so jung. Doch nie bekommt er einen Seelsorger zu Gesicht.

Es ist gleich vier und die beiden könnten noch weiter reden. Aber sie hören jetzt auf. Ich muss gleich los. Rainer Buchwald und Clemens Lindenau haben im Lager nicht aufgeschrieben, was sie erlebt haben. Doch sie sind noch einmal in ihre Vergangenheit eingetaucht. Sie erinnern sich gut. Was ihnen vom Alltag im Gefängnis noch gegenwärtig ist und was außer Zweifel ist, haben sie erzählt. Sie haben es aus ihrem Gedächtnis ausgegraben, um jenen, die nicht dabei gewesen sind, eine Vorstellung davon zu geben, wie genau und streng es in der Welt der Eingesperrten zugeht. Lindenau sagt: „Im Knast ist ein Tag wie jeder andere. Einsam und eintönig. Es war der Horror.“

Vom kurzen Glück in Freiheit

Bestürzt habe ich zugehört. Acht Wochen muss Rainer Buchwald in Rüdersdorf bleiben. Dann hat er seine Strafe zur Arbeitserziehung verbüßt. Die Stasi erhofft sich von dem „Abweichler“, ihn auf den rechten Weg zurückgebracht zu haben. Der Leidtragende hofft, jetzt in Ruhe gelassen zu werden, und seine Lehre als Betonbauer abschließen zu können. Er zieht wieder zu seiner Großmutter, sein Großvater ist gestorben. Die Stasi liegt weiter auf der Lauer, inoffizielle Mitarbeiter horchen die freundliche alte Dame, die ein Stockwerk über ihnen wohnt, aus, ob der Junge jeden Morgen aus dem Haus geht, was er in seiner Freizeit treibt, wer bei ihm ein- und ausgeht und wie die so sind.

Es kehrt keine Ruhe in sein Leben ein. Rainer Buchwald wandert von einem Lager ins nächste. Im August 1967, keine vier Monate nach seiner Entlassung, wird Buchwald wegen Staatsverleumdung in die Untersuchungshaftanstalt des Ministeriums für Staatssicherheit nach Pankow gebracht, danach in das Durchgangsheim Alt-Stralau und anschließend in den Jugendwerkhof Lehnin gesteckt. Er wurde beschuldigt, zusammen mit einem Kumpel mit hoch gekrempelten Hemdsärmeln unterwegs gewesen zu sein, sodass jeder die staatsfeindliche Tätowierung am linken Unterarm sehen konnte: „13.08.1961 – 1967 6 Jahre gefangen.“ Es ergeht Haftbefehl. Das Strafverfahren wird eingestellt, die Einweisung in den Jugendwerkhof angeordnet.

Wieder weg von zu Hause. Wieder in hässliche Baracken. Wieder Schikanen von Schließern und Erziehern. Wieder Hilfsarbeiterjobs, die zur eigenen Verdummung führen. Wieder nichts einfach so tun können. Wieder eingesperrt. Diesmal für eineinhalb Jahre.

Danach lebt er eine Weile in Freiheit. Er lebt in Berlin und arbeitet als Betonhelfer im Betonwerk Grünau. Vor den Weltfestspielen baut er einen Jugendclub auf. Er lernt ein Mädchen kennen, verliebt sich und verlobt sich. Sie wird schwanger. Die beiden wollen zusammenbleiben und schmieden Zukunftspläne. Er verspricht, sich eine neue Arbeit zu suchen. Dann können sie zusammen eine neue Familie gründen. Doch daraus kann nichts werden. Die Mitarbeiter von der Abteilung Inneres im Rat

des Stadtbezirks Lichtenberg geben seine Kaderakten nicht an den Nachfolgebetrieb weiter. Die Folge: Er kann in keinem Betrieb eingestellt werden, obwohl die Berliner-Verkehrs-Betriebe dringend Arbeitskräfte suchen und sich Rainer als Hofarbeiter anbietet.

Im Oktober muss Buchwald zum Abschnittsbevollmächtigten zur Klärung eines Sachverhalts und wird sofort verhaftet. Im Gerichtssaal stellt der Angeklagte klar: „Wenn ein VEB-Betrieb Arbeiter sucht und keine einstellt, sehe ich mich nicht gezwungen, nach Arbeit zu rennen.“ Buchwald wird wegen asozialen Verhaltens zu ein bis zwei Jahren Arbeitserziehung verurteilt.

„Danach hat die Richterin noch zu mir gesagt: Wenn ich die Staatsverleumdung nicht begangen hätte, dann wäre ich auf Bewährung entlassen worden“, erinnert er sich.

Sein Weg führt von der Untersuchungshaftanstalt II an der Keibelstraße in Berlin über die Untersuchungshaftanstalt I Rummelsburg zum Strafvollzugskommando (STVK) in Berndshof bei Ueckermünde.

Am 14. Januar 1974 wird Mike geboren und Rainer verbüßt in Berndshof seine Haftstrafe. Wenige Tage später kommen die Beamten von der Jugendhilfe und lassen ihn unterschreiben, dass er die Vaterschaft anerkennt. Erst Jahre später wird Buchwald seinen Sohn zum ersten Mal sehen. Während er als 22-Jähriger in Ueckermünde eingesperrt ist, lernt seine Verlobte einen anderen kennen und trennt sich von ihm.

„Das war hart. Ich habe von einem Familienleben geträumt, wenn ich wieder draußen bin, und hatte plötzlich nichts mehr“, sagt Buchwald.

Nun also Ueckermünde. Der Berndshof fühlt sich für ihn groß an. „Dort waren über 700 Insassen“, weiß Buchwald zu berichten. Anfangs arbeitet er als Küchenhilfe. Das Essen ist passabel. Deutsche Hausmannskost steht auf der Speisekarte. Manchmal auch Zander, wenn die Fischer zu viel im Netz hatten und ihn loswerden wollten, bevor er schlecht wurde. „Der Koch, das war immer ein Häftling, war gut. Er hat sich auch mal mitten in der Nacht hingestellt und Sülze für uns gemacht. Als Koch durfte er das“, erinnert sich Buchwald. Einspruch. Clemens Lindenau meldet sich zu Wort: „Ich hatte nicht so viel Glück. Bei uns konnte keiner kochen.“

Ansonsten ist der Berndshof in Buchwalds Wahrnehmung ein Arbeitslager wie jedes andere gewesen. Buchwald schuftet in der Gießerei. Das ständige Bücken macht ihm zu schaffen. Er bekommt einen kaputten Rücken, was ihn eines Tages in die Frührente zwingen wird.

Die einsamen, stillen Nächte sind am schlimmsten. Vor allem, wenn Buchwald nachts aus dem Schlaf hochschreckt. Dann denkt er wieder und wieder über das gleiche Thema nach. Warum ich? Warum muss mir das passieren? Konnten sie sich nicht jemand anders suchen? Wieso sitze ich hier? Was hätte ich draußen für ein Leben haben können? Sicherlich ein arbeitsreiches, unaufgeregtes und lustiges mit Familie und Freunden. Was wäre aus mir geworden, wenn ich eine Arbeit bekommen hätte? Hätte ich nicht doch in die Partei gehen sollen? Aber nein, das war auch nicht die Lösung, es musste doch auch ein anderes Leben möglich sein, ohne Parteizwang.

Er weiß, warum es so gekommen ist. Doch er ist er. Er will sich nicht verbiegen. Er will sich nicht vorschreiben lassen, welche Kleidung er trägt und welcher Beruf der richtige für ihn ist, nur weil er dann ein besseres Leben hätte. Doch jetzt bekommt er Zweifel und nimmt sich vor, sobald er wieder draußen ist, sich zumindest in einer Hinsicht zu bessern, sich so zu verhalten, dass er nicht negativ auffällt. Pünktlich bei der Arbeit erscheinen. Keine öffentlichen Saufgelage. So macht er es, denkt er. Dann kann mir keiner was.

Bei allem Leid hat der Aufenthalt im Berndshof auch gute Seiten. Die Gemeinheiten zwischen den Gefangenen halten sich in Grenzen. Alle ziehen am gleichen Strang. Am 17. Juni etwa verstummen alle und legen ihre Arbeit nieder. In einer Schweigeminute gedenken sie den Menschen, die 1953 in Streiks und Demonstrationen ihren Protest offen gezeigt hatten und mit ihrem Aufstand Platz in den Geschichtsbüchern gefunden haben. Am 13. August, dem Tag des Mauerbaus, wiederholen sie dieses Ritual. 178 Arbeitslager-Insassen zetteln gemeinsam einen Aufstand gegen den menschenunwürdigen § 249 (Gefährdung der öffentlichen Ordnung durch asoziales Verhalten) an und treten in den Hungerstreik. Vor allem wehren sie sich gegen die willkürliche Auslegung und Bestrafung. Sie berufen sich auf die Schlussakte von Helsinki, Siebtes Prinzip: Achtung der Menschenrechte und Grundfreiheiten, einschließlich der Gedanken-, Gewissens-, Religions- oder Überzeugungsfreiheit.

Alle schreiben einen Ausreiseantrag, den das Wachpersonal von einer Zelle zur anderen weitergibt. Das funktioniert so: Der Häftling nimmt ein Blatt Papier, macht es mit Wasser nass und klebt es an die Fensterscheibe. Danach legt er eine trockene Seite drüber und notiert mit einem Bleistift den Text „Wir wollen raus“. Wenn die untere Seite wieder trocken ist, sieht man keine Schrift mehr, denn es ist jetzt ein Wasserdruck entstanden. Das funktioniert aber nur bei Tageslicht. Auf diese Weise haben alle Briefe den gleichen Text. Die Staatssicherheit muss sich etwas einfallen lassen.

Nach fast neun Monaten ist Rainer Buchwald frei. Über das Wohnungsamt bekommt er eine Einraumwohnung in Lichtenberg zugewiesen. Im ersten Stock wohnt der Hausbuch-Beauftragte, der ihn sogleich warnt:

„Bei uns brauchst du keinen Mist machen.“

Mit dem strengen Mann will sich Buchwald nicht anlegen. Er bietet seine Hilfe in Haus und Garten an.

„Du kannst mir was aus dem Intershop holen“, bittet ihn der Hausbuch-Beauftragte. Für einen wie ihn mit der Vorgeschichte ist das eine heikle Sache. In dem Einzelhandelsmarkt kann nicht mit Ostmark bezahlt werden. Entsprechend sind die Waren für Besucher aus dem Westen bestimmt. DDR-Bürger, die mit Westgeld erwischt werden, verstoßen gegen die Devisengeld-Regelung.

Es geschieht ihm nichts. Doch eine Geschichte fällt Buchwald sofort wieder ein: Damals, Mitte der 80er Jahre, ist er Taxi gefahren. Ein Kollege fuhr amerikanische Diplomaten von Berlin nach Leipzig. Bezahlt wurde in Dollar. Hinterher hat er in der Kantine von den Dollars geprahlt. Er wurde verpiffen und musste seinen Taxischein abgeben. Einem anderen kamen sie auf die Spur, weil der Taxifunk von Berlin nach Leipzig und zurück sechs Stunden lang abgehört wurde. Obwohl sie dem Kollegen nichts nachweisen konnten, versetzten sie ihn zur Strafe in die Funkleitstelle.

Oben und unten

Im Arbeitslager ist es wie im Leben draußen. Es gibt die oben und die unten, Gewinner und Verlierer. Es geht um Macht, Posten, Geld. Die Posten beim Wachpersonal und bei den Gefangenen werden verteilt wie bei der Armee. „Kleine Militärdiktaturen“ nannte der Spiegel 1990 DDR-Gefängnisse und berichtete über das Milliardengeschäft mit dem Strafvollzug in Arbeitslagern. Die Truppen seien kriegerisch organisiert: vom einfachen Wachoffizier bis hin zum Gefängnischef, der zumeist den Rang eines Oberstleutnants bekleidet.

Rainer Buchwald hat große und kleine, schmale und dicke, aber in der Mehrheit mürrische Männer im Kopf, wenn er an die Angestellten denkt, mit denen er während seiner Gefangenschaft zu tun hatte. Frauen hat er keine gesehen. In der Verwaltung sollen welche gearbeitet haben.

Der Lagerleiter ist der Boss. Ihn bekommen die Häftlinge nicht zu Gesicht. Er managt den Gefängnisbetrieb und kümmert sich um die Verwaltung. Sehr viel Macht hat der Barackenleiter, der in der Hierarchie zwischen dem Lager-Chef und den Häftlingen steht.

Der einzige Kontakt der Gefangenen zu ihm ist das Entlassungsgespräch. Clemens Lindenau erzählte bei einem unserer Gespräche von einer Begegnung, die so ablief. „Was würden Sie nach Ihrer Entlassung denn tun wollen“, fragt der Barackenchef. „Jedenfalls nicht auch noch barfuß durch die Hölle gehen“, antwortet er.

Das sei sein Entlassungsgespräch gewesen, meint Lindenau, und die einzige Unterhaltung mit einem Oberen. Der Mann habe aber einen halbwegs freundlichen Eindruck auf ihn gemacht.

Darunter kommen die „Gehilfen“, vom Wachtmeister bis zum Oberwachtmeister, die ihre Runden in der Baracke drehen und kontrollieren, damit keiner Unfug treibt, die Zellen auf- und zuschließen und die Essens-Tabletts durch die Luke schieben.

Die Männer in den Uniformen führen ein strenges Regiment und bestimmen die Häftlinge, die mehr als die anderen zu sagen haben. Es ist eine Anleitung zur Selbsterziehung. Der Lager-Älteste, also der, der schon am längsten hinter Gittern sitzt, steht ganz oben. Dann kommt der Baracken-Älteste, danach der Stuben-Älteste. „Ich hab es in Rassnitz zum Stubenältesten gebracht. Ich war der Brigadier,

das war nicht schlecht. Da hatte ich wenigstens meine Ruhe, bis ich mich in einer politischen Lehrstunde, die uns immer mal wieder zwangsweise gehalten wurde, geweigert habe, einen Absatz aus dem Neuen Deutschland vorzulesen. Obwohl mir das Schwierigkeiten einbrachte, konnte ich in dem Moment nicht aus meiner Haut. Texte über Russenfreundschaft waren ein rotes Tuch für mich. Daraufhin musste ich beim General antreten und erklären, wieso ich einem Befehl nicht Gehorsam geleistet hätte. Zur Strafe durfte ich 20 Schaufeln, vollbeladen mit Dreck, für die anderen schleppen“, erzählt Clemens Lindenau, als wir uns zu dritt über die Hierarchien im Arbeitslager unterhalten.

Wer es von den Häftlingen in der Rangordnung nach oben schafft, hat Privilegien und übernimmt Verantwortung. Er prüft, ob die anderen die Regeln einhalten, den Boden sauber genug wischen, die Betten nach Vorschrift machen und keine Meuterei gegen die Gefängnisleitung planen. In der Hierarchie der Häftlinge dagegen bringt es Minuspunkte, wenn einer aufsteigt. Beschattet einer den anderen, um sich Vorteile zu verschaffen? Wer weiß das schon?

Die Lager-Insassen geben ihren Aufsehern Spitznamen: „Dakota“ sieht aus wie ein Indianer, „Fuchs“, ein hagerer Rotschopf, ist harmlos und brüllt nicht so herum wie die anderen. Vor „Zähnen“ und „Leimleiste“ haben die Häftlinge am meisten Angst. Es sind kleine, hinterhältige Männer. Sie jagen die Häftlinge dreimal im Laufschrift über den Innenhof. Sie verlangen den Entengang. Sie befahlen, auf die Knie zu gehen, und den Flur zu schrubben. Ordnungsübungen dieser Art sind gefürchtet. „Das konnte schon fast zum Selbstmordkommando werden“, sagt Rainer Buchwald leise. In der Praxis sieht eine Filzkontrolle so aus: Ein Wachmann spaziert in die Zelle, schmeißt Handtücher und Kleidung wild durcheinander, zerreißt Zeitungen und verteilt Schnipsel auf dem Linoleumboden, nimmt den Boden als Fußabstreifer und gibt das Kommando zum Aufräumen innerhalb von zehn Minuten. Sie nennen es aktive Selbsterziehung. Buchwald nennt dieses Ritual Schikane. Die Aufsicht über Ordnung und Sauberkeit sei ausgenutzt worden, um die Gefangenen zu quälen. „Du hast alles geputzt. Dann lässt ein Schließler ein paar Brocken Lehm auf den Boden fallen und du kannst wieder von vorne anfangen.“

Die Gemeinheiten mancher Gefängnis-Angestellten machen auch vor Angehörigen nicht Halt. Sechsmal im Jahr sind Besuchszeiten erlaubt. Eltern, Geschwister und Lebensgefährten müssen vorher schriftlich eine Besuchserlaubnis einholen. Eine

Kontaktssperre kann jederzeit verhängt werden. Oder noch schlimmer, wie das Beispiel seiner Schwester zeigt: Es passiert in Bautzen. Sylvia hatte vorher schriftlich angefragt und gebeten, ihren Bruder Rainer Buchwald besuchen zu dürfen. Sie hatte extra einen Urlaubstag beantragt und musste sich von ihrem Meister noch dumme Sprüche anhören. Eine Stunde wurde bewilligt.

An einem grauen Wintertag fährt Buchwalds Schwester von Berlin nach Bautzen, um den Bruder zu sehen. Sie steht an der Eingangsschleuse, klingelt, ein Mann lässt sie herein und führt sie in ein kleines Zimmer.

„Warum sind Sie hier?“, fragt er scheinheilig.

„Ich will zu meinem Bruder.“

„Das ist nicht möglich. Ihr Bruder möchte sie nicht sehen. Das hat er uns heute Morgen mitgeteilt.“

„Was reden Sie da?“, ruft sie aufgebracht. Ihr steigen Tränen in die Augen.

Sie versucht es erneut: „Bitte fragen sie ihn noch einmal. Ich habe über zwei Stunden hierher gebraucht. Ich möchte doch wenigstens wissen, wie es ihm geht.“

Sie hat keine Chance: „Tut uns leid. Bitte gehen Sie und kommen Sie ein anderes Mal wieder.“

Wortlos verlässt Sylvia die Anstalt. Was wird hier gespielt? Will sie ihr Bruder wirklich nicht sehen? Ist etwas Schlimmes vorgefallen? Ob ihm etwas zugestoßen ist? In der Nacht macht sie kein Auge zu.

Rainer Buchwald ist entsetzt, als er nach der Haft von dem Vorfall erfährt. „Sie haben ihr einfach gesagt, ich will sie nicht sehen und ohne mit der Wimper zu zucken, in Angst und Schrecken versetzt“, sagt er.

Die Erinnerung an die dunklen Jahre ist immer da. Wie so häufig in den vergangenen Jahren fragt er sich: Hatten diese Menschen das wirklich nötig? Waren das Gescheiterte, die sonst im Leben nichts zu melden hatten und stolz waren, dass sie hier ihre Macht ausspielen konnten? Bei Leuten, die sich nicht wehren konnten?

Auch diesmal sucht er eine Antwort und findet sie nicht. Zu gerne würde er die Menschen, die damals diese schlimmen Sachen mit ihnen angestellt haben, fragen, wie sie damit zurechtkommen, einfach so Menschen von der Straße weg gefangen und nach Strich und Faden schikaniert zu haben. Warum? War es der unbedingte Glau-

be an den Sozialismus oder war es einfach nur, weil sie einen schwachen Charakter haben?

„Ich habe in meinem Leben wirklich viel Mist erlebt“, sagt Buchwald. „Doch nicht ich und alle, die eingesperrt waren, sind die Verlierer, sie sind es. Sie müssen mit der Wahrheit der Geschichte leben. Den Gedanken, dass sie Menschen wie uns die Jugend weggenommen haben, werden sie nie mehr los. Wir können jetzt leben, wie wir wollen. Wir sind in einem freien Land.“

Er hat wenig Hoffnung, dass diese Menschen bereuen, was sie getan haben. Wie auch? Kaum jemand wurde vor Gericht schuldig gesprochen. „Diesen Leuten ist nicht bewusst, dass sie viel falsch gemacht haben. Sie werden sich immer darauf berufen, nicht gegen Gesetze verstoßen zu haben. Sie sind unverbesserlich. Aber vielleicht sind es wenigstens ein paar, die nachts nicht mehr ruhig schlafen können.“

Reden wir nicht länger von den Tätern, reden wir von den Opfern: Wie schafft es ein Mensch da, wieder ins Leben zurückzufinden? Wie kommt er damit zurecht, dass er ständig mit dem Gefühl lebt, die Stasi sitze ihm im Nacken? „Man wird auf jeden Fall viel vorsichtiger. Du traust kaum mehr jemandem, weil du schon zu viel erlebt hast, und immer Angst hast, jemand könnte dich verraten. Vielleicht ist das ein Grund, warum ich in der Zeit auch nicht so viele Freunde hatte“, meint Buchwald.

Außerdem interessiert mich: Wie haben Familie und Freunde reagiert?

Wie sind sie mit ihm umgegangen? Haben sie ihm nicht doch heimlich die Schuld in die Schuhe geschoben? Haben sie nicht doch hinter seinem Rücken getuschelt, er werde schon etwas angestellt haben?

Rainer Buchwald erzählt, seine Mutter habe nach Rüdersdorf nur gefragt, was er denn da erlebt habe, so schlimm könne es doch nicht gewesen sein. „Ich kann ihr nicht einmal böse sein, dass sie mir nicht gleich geglaubt hat, weil so viele Lügen verbreitet wurden und selbst die Jugendwerkhöfe von den DDR-Obersten noch schöngeredet wurden. Sie dachte, ich bekomme dort eine anständige Erziehung. Erst als ich mal mit ihr nach Rüdersdorf gefahren bin und sie die Mauer und den Stacheldraht mit eigenen Augen gesehen hat, wurde sie ganz still.“

Besserungsunwillig

Die Geschichte vom Besuch seiner Schwester, die nie ankam, ist nicht die einzige, die Rainer Buchwald mit Schauern an Bautzen denken lässt. Schon der Weg dorthin ist absurd. Die Meuterei der Häftlinge gegen den Paragraphen 249, der wegen Gefährdung der öffentlichen Ordnung durch asoziales Verhalten mit Freiheitsstrafen bis zu zwei Jahren und Arbeitserziehung bestraft wurde, hatten die Wächter in Ueckermünde schon argwöhnisch beobachtet. Einen solchen Ausstand hatte dort zuvor noch keiner ausgerufen. Ebenfalls für ein Ereignis, das sich in Ueckermünde ereignet hatte, drehen ihm die Genossen ein paar Monate später den Strick. Der Vorwurf: Buchwald soll angeblich eine Republikflucht vorbereitet haben. Wie das funktionieren soll im Arbeitslager? Er hatte einen Fluchtplan aus der Anstalt auf ein Blatt Papier gezeichnet. Heute kann er nur noch verbittert darüber lachen: „Das war krank. Wie soll ich denn hinter Gittern, wo jeder Schritt bewacht wird, eine Republikflucht begehen?“

Auf die Anklage folgt im Oktober 1974 das Urteil: 15 Monate Haft wegen versuchter Republikflucht. Die Strafe verbüßt er im Gefängnis Bautzen I, das seiner Gelben Ziegelsteine wegen nur das Gelbe Elend genannt wurde. Auch hier lautet seine Überlebensstrategie: einfach brav deine Arbeit tun, dann wird schon nichts passieren.

Weihnachten 1974 verbringt er in Bautzen I. Es ist ein trostloses Fest. Kein Gottesdienst. Kein Tannenbaum mit brennenden Kerzen. Keine Weihnachtsgans, aber wenigstens Hähnchen mit Blaukraut. Keine Familie. Keine Geborgenheit. Keine Besinnung. Er sehnt sich nach seinen Großeltern. Zu Hause würde er jetzt mit ihnen zusammensitzen. Hier ist er den ganzen Tag umgeben von Mitgefangenen, mit denen er sich nichts zu sagen hat. Er ist froh, als Weihnachten vorbei ist und endlich der Alltag zurückkehrt.

Die 15 Monate werden Rainer Buchwald auf die bestehende Haftstrafe angerechnet, die Gesamtstrafe muss er in Bautzen I verbringen. Er nimmt auch seine Arbeit im Kommando auf, um somit die Aufhebung des letzten Urteils zu bewirken.

Abgelehnt. Rainer Buchwald verliert seine Zuversicht und lässt sich auf die

Abteilung für Besserungsunwillige verlegen. Wegen Verweigerung von Arbeitsleistungen wird ins Haus II verlegt.

Er hat keine Ahnung, welcher Vergehen er sich diesmal wieder schuldig gemacht hat. Dazu muss man kurz erklären, dass politische Gefangene in der DDR meistens als besserungsunwillig eingestuft wurden. Ihr Widerstand gegen das DDR-System sollte gebrochen werden, indem sie schlecht behandelt wurden. Sie lebten isoliert und hatten es schwerer als Mörder und Räuber. Sie wurden zu Arbeiten eingeteilt, die der Gesundheit schaden. Sie durften keinen Kontakt zu anderen haben. Es gab auch Anstalten, in denen das Ministerium für Staatssicherheit für die politischen Gefangenen zuständig war, zum Beispiel Bautzen II.

In der Abteilung für Besserungsunwillige hatten die Wärter nicht mehr viel zu sagen, da es sich um eine extra abgeschirmte Einrichtung handelt, die von der Anstalt Bautzen II geleitet wird. Rainer Buchwald kommt auf eine winzige Zelle, die höchstens zwei mal vier Quadratmeter misst. Zwei Mithäftlinge wurden kurz vorher eingeliefert, einer wegen eines Ausreiseantrags, der zweite, weil er seinem Großvater nachtrauerte, der Aufseher in Buchenwald gewesen war.

Der erste ist in Ordnung, der zweite Mithäftling jagt Buchwald Angst ein. Er soll mit vier anderen ein 14jähriges Mädchen vergewaltigt haben, wie ihnen der Älteste der Station, der in seinem früheren Leben Hauptmann der Feuerwehr war, erklärte. Und er ist unverkennbar ein Nazi. Mit solchen Leuten will Buchwald nichts zu tun haben. Die Tage in der Zelle sind lang. Zum Zeitvertreib kleben die drei Zellengefährten Staubsaugertüten, um ein bisschen Tabak für Zigaretten oder eine Pfeife zu verdienen. Bei gutem Wetter dürfen die Häftlinge eine halbe Stunde frische Luft schnappen auf einem Hof, der vom Rest der Anlage durch Mauern getrennt ist. Schön der Reihe nach, Zelle für Zelle dürfen die Männer hineingehen. Die Wachmänner dürfen selbst entscheiden, ob sie die 30 Minuten genehmigen. Sehr oft kommt es vor, dass die Häftlinge einfach so bereits nach wenigen Minuten wieder in die Zelle zurück müssen. Bei einer der Freistunden sieht Rainer Buchwald einen alten Bekannten wieder, mit dem er im Berndshof wegen der Meuterei gegen den Paragraphen 249 und den Ausreiseanträgen in die Absonderungszelle musste. Peter erzählt ihm, dass noch mehr von der Berndshofer Gruppe hier sind. „Da habe ich mich nicht mehr so allein gefühlt.“

Bei dieser Gelegenheit erfährt Buchwald, dass zum IX. Parteitag vom 18. bis 22. Mai 1976 die Häftlinge erneut in Hungerstreik treten, um die Ausreise zu erzwingen. Der Bundesnachrichtendienst sei über einen polnischen Informanten bereits informiert worden.

„Die Erfahrung machte uns mutiger. Was konnten sie denn auch noch mit uns anstellen? Wir hatten keine Angst mehr vor dem Arrest, denn fast alle, die ich in Bautzen wieder gesehen haben, waren schon da gewesen, manche drei Tage, manche drei Wochen“, erzählt Buchwald.

Je näher der 18. Mai rückt, umso unentschlossener wird Buchwald. Er muss bloß noch ein halbes Jahr in diesem finsternen Loch verbringen. Soll er das Risiko eingehen, noch länger eingesperrt zu sein? Er hatte doch schon 15 Monate extra Strafe bekommen. Nein. Er beschließt, sich vom Hungerstreik fernzuhalten. Er will raus.

Eines Tages steht der Älteste der Station vor ihm und fragt ihn, ob er als Betonbauerlehrling auch Löcher zumauern könne.

„Ja, klar kann ich das“, antwortet Buchwald. Am nächsten Tag macht er zwei Löcher in einer Zelle zu.

Er erledigt Malerarbeiten, streicht die Wände in den Zellen zartrosa. Nach und nach bekommt er Verstärkung. Zu fünft streichen sie die Wände bunt. Buchwald macht den Job gerne, es bringt ihm vor allem mehr Freiheiten. Bei einem Leben, das sich hauptsächlich in einer engen Zelle abspielt, ist sein Bewegungsdrang groß.

„Dadurch hatte ich das Gefühl, ich konnte ihnen ein wenig helfen, wenn ich schon nicht beim Hungerstreik mitmachen wollte, um meine Entlassung nicht zu gefährden.“

Eines Tages heißt es: „Heute bleiben alle in den Zellen.“

Keiner weiß weshalb. Da fällt Buchwald der Hungerstreik ein. Es geht los, denkt er. Mit seinen Zellengenossen lauscht er an der Tür. Doch das Geschrei ist so laut, dass es jeder hören kann.

„Rauskommen zur Arbeit!“, rufen die einen.

„Wir werden für diesen Staat nicht mehr arbeiten“, brüllen die anderen.

Für einen Moment herrscht Stille. Dann hört Buchwald Schläge und Schreie. Er erkennt die Stimme von Peter:

„Ihr Schweine, zieht mich nicht an den Haaren. Lasst die los.“

Er macht sich Sorgen. Was werden sie jetzt wohl mit ihm machen?

Wachpersonal und Häftlinge liefern sich einen Kampf mit Schlägen, über den Boden zerran und knallenden Türen. Dann ist es ruhig.

Rainer Buchwald und seine Kollegen gehen wieder an die Arbeit und streichen weiter. Der Älteste der Station bestätigt später ihre eigene Wahrnehmung. „Kurz darauf kam der erste, um in den Arrest zu gehen. Wir gaben ihm erst einmal genug zu essen. Das machten wir bei allen so, die für ihre Meuterei bestraft wurden. Sie waren uns dankbar. Das war auch alles, was wir in dem Moment für sie tun konnten.“

Zwei Wochen vor seiner Entlassung teilt ihm der Stationsleiter, den Buchwald nur den Schönen nennt, weil er jeden Tag neu eingekleidet erscheint, mit, er werde in das Heizungskommando verlegt. Zwei Wochen später, an einem Samstag, bringen sie ihn in die „Entlasserzelle“, wo er wieder Neue kennen lernt.

Am Tag der Freilassung sind alle am Bahnhof vereint und fahren nach Hause. Im Zug kommen sie erstmals seit vielen Monaten mit der Außenwelt in Kontakt. Im Zug lernen sie Leute kennen und erzählen ihre Geschichte. Die meisten spendieren ihnen ein Bier, als sie hören, warum sie eingesperrt waren und was sie dort erlebt haben. Doch gleichzeitig staunen sie ungläubig. „Die dachten, wir lügen“, sagt Buchwald und kann es ihnen nicht einmal verübeln. „Die Leute glaubten, wer wegen asozialen Verhaltens eingesperrt wurde, ist Abschaum.“

Im Nachhinein betrachtet, ist für Rainer Buchwald die Haftstrafe in Bautzen ein klarer Fall von Rechtsbeugung gewesen. Eine Fluchtzeichnung aus der Haftanstalt sei nämlich noch lange keine versuchte Republikflucht. „Die hatten die Nase voll von uns, weil wir im Arbeitslager Berndshof einen Aufstand gegen den Paragraphen 249, der eine Verurteilung zur Arbeitserziehung wegen asozialen Verhaltens ermöglichte, angezettelt hatten. Später änderte sich dieser unsägliche Paragraph. Es gab dann nur noch Feststrafen und nicht mehr von ein bis zwei oder zwei bis fünf Jahren.“

Als die Mauer fiel

Rüdersdorf. Werkhof Lehnin. Ueckermünde. Neustrelitz. Bautzen I. Gefangen. Frei. Gefangen. Frei. Gefangen. Frei. Gefangen. Frei. Gefangen. Frei. Dieses Stück wird im Leben von Rainer Buchwald fünfmal aufgeführt. Es ist seltsam: Zehn Jahre nach Rüdersdorf wird er aus Bautzen I entlassen.

Nach drei Jahren und drei Monaten Haft schließt sich am 14. Januar 1977 das Tor hinter ihm und ein neues Leben fängt an.

Dieses neue Leben beginnt mit blutigen Füßen und Geldsorgen. 123,13 Ostmark sind nach der Haft übrig geblieben. Von dem Lohn, den er in Haft als Hilfsarbeiter verdiente, bekam er jeden Monat 20 Ostmark Taschengeld, ein Teil wurde für Verpflegung und Unterkunft abgezogen, ein Teil für Altlasten wie Miete. Ein Teil wurde für die Zeit nach der Entlassung zurückgelegt.

123,13 Ostmark Startkapital für das Leben in Freiheit. Mit dem Geld soll er nun bis zum Monatsersten auskommen. Wenn ihm nicht seine Mutter ein paar Mark extra zugesteckt und das Sozialamt den Rest vorgestreckt hätte, er hat alles zurückgezahlt, dann wäre spätestens ab dem 27. das Essen ausgefallen. Natürlich kann er sich erst einmal auch keine neuen Schuhe kaufen und trägt das alte Paar, das ihm seine Freundin ins Gefängnis geschickt hatte und eine Nummer zu klein ist. Er erledigt Behördengänge, richtet seine Wohnung ein, bis er seine Füße so wund gelaufen hat, dass er ohne große Schmerzen nicht mehr auftreten kann. Er humpelt zur Poliklinik für Bauarbeiter in die Magazinstraße: Einstellungsuntersuchung. Er zieht die Schuhe aus, stellt sich auf die Waage. „Was ist das für ein Verband?“, fragt der Arzt, reißt ihn auf und sieht die offenen Füße. Es sei unmöglich, in diesem Zustand auf den Bau zu gehen, sagt der Doktor und schreibt ihn krank. In seiner Stasi-Akte hat Buchwald Jahre später gelesen, dass daraufhin sofort wieder ein operativer Vorgang, um den „Klassenfeind“ zu bearbeiten, eingeleitet wurde. Doch diesmal konnten sie ihm, auch dank der Aussage des Arztes, nichts mehr anhaben. Er hatte gegen keine Vorschriften verstoßen.

Rainer Buchwald braucht ein Dach über dem Kopf. Er geht zur Abteilung Inneres und beantragt, dass ihm eine Wohnung zugewiesen wird. Er erhält eine Einraum-

wohnung in der Weitlingstraße, eine Ausbauwohnung im Hinterhof. Mit der Wohnung bekommt er einen Job als Betonhelfer, später wird er als Schmied arbeiten.

Rat des Stadtbezirks
Berlin- Lichtenberg
Abt. Wohnungspolitik

1156 Berlin

Jacques - Duclos - Str. 6

AÜ 7.6.1982

Wohnungsantrag unseres Koll. Rainer Buchwald

Vor der Wohnungskommission des VEB Stück- und Naturstein erscheint Koll. Rainer Buchwald und schildert sein Wohnproblem.

Koll. Buchwald wohnt mit Frau und zwei Kinder in 1156 Berlin, Rudolf- Reusch - Str. 59 in einer 2 Raum- Wohnung von 11 und 13m². Diese Wohnung ist auf Grund ihrer Größe nur für eine Person zugelassen.

Seit dem 6.5.1982 ist die Fr. Buchwald unter der Reg. Nr. 17014 auf Wohnraum angemeldet.

Wir bitten Sie um Überprüfung Ihrer Möglichkeiten, den Koll. Buchwald baldmöglichst mit einer größeren Wohnung zu versorgen. Für Ihre Bemühungen danken wir Ihnen bestens.

B. e. S.
Ltr. d. Abt. AÜ

Weiß
Weiß
Vorsitzende d. Wohnungs-
kommission

Der Job macht ihm Freude. Er hat nette Kollegen. Auch das Gehalt stimmt. Er verdient um die 1200 Ostmark. Nach elf Jahren streikt sein Rücken. Er ist ein dreiviertel Jahr krank geschrieben und wird Frührentner.

Rainer Buchwald hat es probiert. Doch keiner seiner Versuche, in den Westen zu kommen, war erfolgreich. Jeder Ausreiseantrag wird abgelehnt. Er hat im Osten niemanden mehr. Seine Großmutter ist tot. Mit seiner Mutter will er nicht mehr viel zu tun haben. Er kann ihr nicht verzeihen, dass sie der Verleumdung nicht widersprochen hatte, der Sohn sei mit dem Messer auf den Stiefvater losgegangen. „Wieso hätte ich das tun sollen? Mein Stiefvater wollte mich loswerden. Meine Mutter hatte nur Angst vor ihm und vor seinen Schlägen. Das einzige, was war: Ich habe zu ihm gesagt: Wenn er noch einmal meine Mutter anfasst, dann ist was los.“

Rainer Buchwald bleibt im Osten. Er findet sich damit ab, die DDR nicht verlassen zu dürfen. Vielleicht ist er innerlich auch nicht auf eine Ausreise in den Westen vorbereitet. Was hätte ihm ein Umzug in die Fremde damals, im Januar 1977, gebracht? Wohin wäre er gegangen? Was hätte er gearbeitet? Wie hätte er sich eingelebt? Heute kommt er wieder ins Grübeln, wenn er darüber nachdenkt, was ihm alles erspart geblieben wäre, wenn er mit Nachdruck auf eine Ausreise gedrängt hätte: „Ich hätte auch gleich nach drüben sollen. Weiß der Kuckuck, warum ich geblieben bin.“

Als Rainer Buchwald diesen Satz zu Ende gesagt hat, grinst er: „Gut, dass ich geblieben bin. Sonst hätte ich ja meine Frau nie im Leben kennen gelernt.“ Knapp elf Monate nach seiner Entlassung aus Bautzen trifft er das Glück. Sieglinde tritt an einem klirrend kalten Dezember-Tag in sein Leben. Er sitzt mit seinem Bruder auf ein Bier in seiner Lieblingskneipe an der Samariterstraße, die es heute noch unter anderem Namen gibt. Sie sitzt mit einem Kumpel da. Es dauert nicht lange, da verwickelt Rainers Bruder den Freund in ein Gespräch über die Armee, und Rainer unterhält sich mit der lebhaften Unbekannten. Zwei Tage später, an einem Sonntag, sehen sie sich wieder und danach geht alles ganz schnell. Sie hängen einen Zettel auf „Tauschen zwei Einraumwohnungen gegen eine Zweiraumwohnung“ und erhalten eine sonnige Wohnung in Lichtenberg. Klein und gemütlich, in der ersten Etage, mit einem kleinen Hausgarten, den Rainer und seine Frau pflegen. Während eines Aus-

flugs sagt sie im vollbesetzten Zug zu ihm: „Wir können doch auch heiraten.“ Rainer hat einen dicken Kloß im Hals und wirft seine Pläne, nicht vor seinem 30. Geburtstag zu heiraten, über den Haufen. Er sagt ja. Die standesamtliche Hochzeit ist im Juli 1978, gleich darauf die kirchliche im Apostelamt Jesu Christi.

Sieglinde wird schwanger und das Paar zieht in eine größere Wohnung. Nie vergisst Rainer Buchwald den Tag, an dem er zum Bezirksamt Berlin-Lichtenberg geht und sagt:

„Wir brauchen eine größere Wohnung“. Und der Beamte mit den Schultern zuckt und gleichgültig antwortet:

„Jetzt lassen Sie Ihre Frau doch erst einmal die Geburt hinter sich bringen. Es kann ja auch eine Totgeburt werden.“

Buchwald hätte heulen können vor Wut.

Die größere Wohnung bekommen sie dann doch, sogar im gleichen Haus. Den Lebensunterhalt verdienen beide. Seine Frau arbeitet als Lehrmeisterin, er weiter als Schmied.

Rainer Buchwald engagiert sich ehrenamtlich für die Kirche. Beim Apostelamt Jesu Christi, einer Glaubensrichtung, die zu DDR-Zeiten der Ökumene beigetreten war und viele Jugendliche als Mitglieder hatte, die den Dienst an der Waffe ablehnten, findet er eine Aufgabe als Unterdiakon und betreut bis zur Wende Glaubensgeschwister. „Diese Art von Seelsorge hat viel Spaß gemacht und mir auch die Genossen von der Staatssicherheit vom Leib gehalten. 1984 hören die Einträge in meinen Stasi-Unterlagen auf.“

Zwei Jahre nach der Hochzeit kommt Sohn Rene zur Welt, wieder 14 Monate später macht Tochter Anja das Familienglück komplett. Die Kinder werden getauft und können selber entscheiden, ob sie Jugendweihe oder Einsegnung feiern möchten. Da ihre Klassenkameraden Jugendweihe feiern, fällt die Wahl leicht: Sie feiern ebenfalls Jugendweihe. Heute lebt seine Tochter in Köln und studiert Betriebswirtschaft. Sein Sohn war vier Jahre bei der Bundeswehr und fährt jetzt LKW.

20 Jahre Mauerfall: Es mag Leute geben, die die Frage, was sie am 9. November 1989 gemacht haben, langweilig finden, weil sie immer und immer wieder gestellt wird. Rainer Buchwald will die Geschichten hören und seine eigene Geschichte vom

Tag des Mauerfalls erzählen. Er erinnert sich genau an diesen einen Moment, an den Moment des Mauerfalls im November 1989.

Er hört die Nachricht im Radio:

„Die Grenzen sind offen. Es besteht uneingeschränkte Reisefreiheit. Wer nicht möchte, braucht heute nicht zu arbeiten“, sagt sein Meister Udo.

Es hält ihn nichts mehr zu Hause. Er fährt mit Frau und Kindern mit der U-Bahn zum Ostkreuz. Sie steigen aus und gehen über die Oberbaumbrücke nach Kreuzberg. Er hört die Leute murmeln: „Jetzt kommen die ganzen Ossi rüber.“ Sie schauen sich verblüfft um, gehen in einen Supermarkt und kaufen ein Päckchen Persil und Zahnpasta. Eine Frau blickt zu den Sandalen an seinen Füßen und meint gedankenlos: „Sie sind aus dem Osten.“ Rainer nimmt es mit Humor. „Wie hätte ich diesen magischen Moment je vergessen können? Das war eine Euphorie auf den Straßen, die war Wahnsinn.“

Arbeitslager-Notizen von Clemens Lindenau

Das Tor zur Herrlichkeit

Wenn Clemens Lindenau über seine Zeit im Knast redet, bekommt er schnell Panik. Er steht auf und geht raus. Eine rauchen. „Tut mir leid, aber es kommt mir hier in dem Büro gerade so eng vor. Ich fühle mich wie in der Zelle, in der ich durch die Hölle ging“, sagt er. Keine zehn Minuten später ist er wieder da, reißt lachend das Fenster auf, setzt sich hin, wird gleich wieder still und sagt trocken: „Ich komme mir hier manchmal vor wie bei einer Vernehmung, nur dass ich hier reden kann, was ich will.“

Lindenau, ein hochgewachsener schlanker Typ, ist mir mit seiner lockeren Art gleich sympathisch, als ich ihn das erste Mal sehe. Jung, beweglich und aktiv wirkt er in gemütlichen Jeans und T-Shirt. Er spricht schnell, als er sein Leben in zwei Deutschlands schildert. Das halbe Leben hat er im Osten verbracht, das halbe im Westen. Er findet es schön im Osten, bis zu dem Tag, an dem die Mauer gebaut wird, sich die Stasi immer mehr in sein Leben einmischt und er fast fünf Jahre seines Lebens in Arbeitslagern verbringen muss. Als er 1981 in den Westen freigekauft wird, ist er froh, den Osten hinter sich lassen zu können. „Mit der DDR wollte ich nichts mehr zu tun haben. Dieses Gefühl hat mich nie mehr verlassen. Ich suche immer noch nach einer Antwort, warum manche Menschen in der DDR das gemacht haben. Im Osten wurden wir als böse Menschen, als Gangster abgestempelt. Ich durfte nicht leben, wo ich wollte. Ich durfte meinen Job nicht frei wählen. Im Westen hatte ich vom ersten Tag an ein besseres Leben“, sagt Lindenau. „Irgendwie ist es aber auch schon wieder verrückt: Ich wollte nach allem, was ich in der DDR an Demütigungen erlebt hatte, zwar nichts wie weg in den Westen. Aber Berlin zu verlassen, das wäre mir nie in den Sinn gekommen. Berlin ist mir vertraut. Ich kenne alle Ecken. Hier bin ich zu Hause.“

Clemens Lindenau und mich verbindet die Herkunft. Beide sind wir in Sömmerda geboren, eine Kleinstadt in Thüringen. Er am 3. April 1949, ich ein paar Jahre später. Während ich nur sechs Kilometer entfernt in Weißensee aufgewachsen und da

geblieben bin, lebt er kurze Zeit in Erfurt bei seinen Großeltern und ist dann als Vierjähriger nach Berlin gezogen. Als er erzählt, dass er die ersten Jahre mit seiner Mutter im Berliner Stadtteil Weißensee lebte, kringeln wir uns vor Lachen. Vom Fenster in seinem Zimmer kann er auf den Friedhof schauen, vorne rechts steht die Backwarenfabrik. Seine Mutter schickt ihn regelmäßig zum Milchmann, um drei Liter Milch zu holen. „Im Winter sind wir mit dem Schlitten gefahren. Manchmal ist die Kanne umgekippt, da habe ich zu Hause eine Watsche bekommen.“

Im Alter von acht Jahren zieht Clemens Lindenau, den alle nur Cleo nennen, mit seiner Mutter nach Berlin-Mitte, an die Melchiorstraße. Sein Leben als Schulkind beginnt in der ersten Mittelschule. Danach besucht der Junge die Evangelische Schule. Die Schule macht ihm Spaß. Er sitzt nur neben Mädchen und sorgt für gute Laune in der Klasse. „Ich war der PausencLOWN. Heute würde man das wahrscheinlich hyperaktiv nennen.“

Clemens Lindenau ist ein Scheidungskind. Seine Eltern heiraten zweimal, zweimal geht ihre Ehe in die Brüche. Wenn er sich nach der Schule mit Freunden in der „Futterecke“, einer alten Flachbau ruine mit Kiosk, an der Fritz-Hecker-Straße trifft, ist sein Vater meistens auch da, spendiert dem Sohn eine Bockwurst und ein paar Groschen für den Spielautomaten. Er tollt gerne mit Freunden herum. Manchmal klauen die Jungs einen Apfel aus dem Gemüseladen in ihrer Straße.

„Ab mit euch in den Keller“, sagt die Gemüsehändlerin dann und rollt mit den Augen, wenn sie die Jungs erwischt.

Dann packen sie ungezählte Wundertüten und laden das Gemüse vom Handwagen herunter. Die Gemüsehändlerin ist wegen der geklauten Äpfel nie lange böse und schenkt nach getaner Arbeit jedem eine Tüte Sauerkraut. Das Lieblings-Spiel der Jungen zu der Zeit ist „Münzen-Angeln“. Sie hängen einen langen Stock, an dem ein Teelöffel baumelt, zum Fenster hinaus und versuchen, Geldstücke, die jemand verloren hat, zu schnappen. Da kommen schnell ein paar Mark zusammen. Das sind seine schönsten Kindheitserinnerungen.

Mit dem Bau der Mauer endet ein unbeschwertes Kinderleben. Clemens Lindenau bekommt es immer häufiger mit der Angst zu tun. Er wohnt mit seiner Mutter, die in der Partei ist, im Grenzgebiet in Mitte. In den Sommerferien 1961 rücken die Bagger an und teilen die Stadt in Ost und West. Er sieht, wie erst nur eine kleine Mauer,

vielleicht einen Meter hoch, steht, wie Menschen versuchen, hinüber zu klettern, wie sie geschubst und zurückgehalten werden, aber noch niemand erschossen wird. Erst als die Mauer drei Meter Höhe misst, gibt es Tote. An ein Erlebnis kann sich Lindenau noch gut erinnern: „Meine Mutter hat am Engelbecken beim Freien Deutschen Gewerkschaftsbund oben in der vierten Etage beim Chef gearbeitet. Da habe ich sie hin und wieder in der Mittagszeit besucht. Ich hatte einen guten Blick aus dem Fenster und konnte mir die Grenze genau von oben anschauen. Einmal habe ich gesehen, wie einer versucht hat, über den Todesstreifen abzuhausen. Der Mann wurde angeschossen, lag da und hat sich nicht mehr bewegt. Dann sind die Hunde gekommen. Die Köder haben Tag und Nacht gebellt.“

Zu Beginn der sechziger Jahre muss Clemens Lindenau von der konfessionellen Schule an eine Polytechnische Oberschule wechseln, die er wegen der meisten Lehrer nur widerwillig betritt. Seine Noten sind nicht besonders gut und nicht besonders schlecht. Was er nie vergisst: In der achten Klasse muss er ‚Ich bin ein schwarzes Schaf‘ an die Tafel schreiben, weil er sich geweigert hatte, eine Passage in Russisch vorzulesen. „Das war eine große Niederlage für mich, von den Lehrern in eine bestimmte Schublade gesteckt zu werden.“

Mit seiner aufgeweckten Art hat er jedoch auch an der neuen Schule keine Probleme, Freunde zu finden. „Cleo, heute ist Geburtstag bei den Pionieren. Du kannst mitkommen“, sagen sie zu ihm. „Obwohl ich mit den Pionieren nichts am Hut hatte, habe ich das natürlich mitgenommen. Da gab es Kakao und Kuchen. Welches Kind liebt das nicht?“

Obwohl er katholisch getauft wurde, besucht er den evangelischen Kinderhort. Die Nachmittagsbetreuung macht Spaß, was vor allem an der netten Tante Dora und den Bauklötzen liegt. „Ich habe stundenlang damit gespielt und mir geschworen, ich werde Häuser bauen, wenn ich groß bin.“

Vor ein paar Monaten saßen wir wieder einmal in meinem Büro zusammen und wir waren nicht in der Stimmung, uns wieder nur mit schaurigen Lagererlebnissen zu beschäftigen. Wir hatten Lust auf Alltags-Geschichten aus der DDR. Lindenau erzählte, wie er sich heute noch manchmal über den Markenwahn von Jugendlichen wundere. Kleidung habe in seiner Jugend keine Rolle gespielt. Seine Mutter habe kunterbunte lange Pullover gestrickt. „Es war egal, wie die aussahen. Hauptsache,

sie waren warm. Einmal hat sie mir im Winter aus einer Wolledecke eine warme Hose genäht. Ich lief herum wie ein Paradiesvogel und es hat keinen gestört.“

Noch eine Erinnerung holt uns an dieser Stelle ein. Ich frage die beiden: „Könnt ihr euch erinnern, was Sonntag so gegen halb elf Uhr vormittags in fast allen Familien außer bei den Sachsen, dem „Tal der Ahnungslosen“, aufgeschrieben wurde? Das Westfernsehprogramm. „Wenn man die Vorschau verpasst hat, war die Woche gelaufen“, lachen wir. Wir sind verblüfft über diese Erinnerung an tausende Wohnzimmer in der DDR, die an diesem einen Tag in der Woche alle das Gleiche machten. Am liebsten hätten wir uns umarmt. Es ist ein Bild unseres Lebens in der DDR.

Die Gier nach Westfernsehen ist nicht verwunderlich. Wenn ich den Zeitungsausschnitt aus der Schublade hole und das DDR-Fernsehprogramm zum 40. Nationalfeiertag der DDR am 6./7. Oktober 1989 lese, erscheint mir die DDR als schizophrenes Land. Nach Fackelzug und Ehrenparade wurde „Der Fluch des rosaroten Panthers“ gezeigt. „Die Methode war wie bei kleinen Kindern: Wenn du brav bist, darfst du den rosaroten Panther anschauen“, denke ich mir.

Lagerjungs

Seine Schulkarriere endet abrupt. Mit 15, nach der siebten Klasse Oberschule, fliegt Clemens Lindenau von der Schule. Er weiß bis heute nicht, warum. Danach fängt er beim VEB Tiefbau eine Lehre als Tiefbaufacharbeiter an. Es hätte ihn schlimmer treffen können. Er ist viel auf den Baustellen, kümmert sich um alles, was unter den Häusern weg muss, buddelt in der Erde herum. Seine Kollegen kennt er alle noch aus der Schule. Sie sind ein gutes Team. Auch sein Lehrmeister ist in Ordnung. Er arbeitet jeden Tag von 7 bis 17 Uhr. Im ersten Lehrjahr verdient er 58 Ostmark, im zweiten gibt es 62 und im dritten 75 Ostmark. Nach Ende der Ausbildung stehen 120 Ostmark auf dem Gehaltszettel.

Seinen ersten Lohn gibt er für einen Fernseher mit einem 49er Bild aus und baut eine Antenne, damit sie Westfernsehen empfangen können. Zum Fußball im Ersten lädt er den Nachbarn ein. Dieser hatte unterschrieben, dass er kein Westfernsehen sieht. „Der hätte doch sonst nur Schwierigkeiten bekommen. Meine Mutter hatte auch Angst, dass wir erwischt werden, sie war ja in der Partei“, sagt Lindenau. Damit keiner merkt, dass sie Tagesschau und nicht Aktuelle Kamera gucken, bleiben die Fenster immer fest verschlossen und die Vorhänge zu.

Das ist der Beginn seines Berufslebens. Eines Tages werfen sie den Lehrling hinaus, weil er politisch nicht tragbar ist, wie es heißt. Im Lauf seines Lebens wird Clemens noch viele Jobs bekommen und wieder verlieren: Kesselwart, Adjustierer im Stahlwerk, Buchbinder, Aushilfs-Taxifahrer, Bühnentechniker, Buskraftfahrer. „Der Job als Buchbinder hat Spaß gemacht. Wir haben eine neue Maschine aufgebaut, damit nicht nur der Westen bunte Zeitungen hatte. Ende der sechziger Jahre hatten wir im Osten dann auch endlich eine bunte Zeitung, die Fernsehzeitung FF.“

Es brechen schlechte Zeiten an, die geprägt sind von einem Leben hinter Gittern. Zwischen 1967 und 1974 muss er immer wieder Haftstrafen verbüßen. Sechs Wochen Haft wegen Teilnahme an einer Zusammenrottung an der Leipziger Straße, angeblich sollten die Rolling Stones kommen, 18 Monate wegen asozialer Lebensweise, sechs Monate wegen Verstoßes gegen das Zoll- und Giftgesetz.

Zum ersten Mal kommt Clemens Lindenau an Silvester 1965 mit der Stasi in Berührung. Er soll gegen die Grenzordnung verstoßen haben. Wie müsse man sich das vorstellen? „Manchmal musstest du schon 500 Meter vor dem Grenzübergang einen Passierschein vorweisen. Wenn du den nicht hattest, warst du dran. Bei mir war es aber anders: Wir hatten in der Schule jeden Montag Fahnenappell. Da haben sie mich jedes Mal vor versammelter Klasse zur Sau gemacht. Irgendwann bin ich nicht mehr hingegangen.“

Im März 1967 platzen die „Hüter des Gesetzes“ endgültig in sein Leben. Clemens Lindenau ist 17 und das erste Mal schwer verliebt. Auch heute noch, über 30 Jahre später, erinnert er sich an jedes Detail. Wie er von zu Hause hinausfliegt. Wie er mit seinem besten Freund in eine WG zieht, eine kleine Zweizimmer-Wohnung, die ihnen vom Jugendamt zugewiesen wurde. Wie sie sich einen Bauplan und Material schicken lassen. Wie sie einen Gleitschirm basteln, mit dem sie in den Westen abhauen wollen. Wie sie auf das Hausdach steigen, Anlauf nehmen wollen, um über die Grenze zu fliegen und in der Dresdner Straße in Kreuzberg landen wollen. Wie die Sirene ertönt. Wie sie kräftige Männer von der Mauer herunterziehen und niederbrüllen. Wie erst einmal nichts passiert. Wie es an diesem frühlingshaften Tag an der Tür kracht. Wie er aus dem Bett getrieben wird. Wie vier Männer vom Ministerium des Innern und der Polizei rufen: Lindenau: Aufstehen! Anziehen! Mitkommen! Wie der Wartburg Kombi kreuz und quer mit Blaulicht durch Berlin rattert. Wie er in ein verdunkeltes Fahrzeug steigt. Wie sich nach einer halben Stunde Fahrt, zweimal Klingeln und zweimal Hupen das „Tor zur Herrlichkeit“ öffnet. Wie sich die Schleuse wieder schließt. Wie er vom Wagen fliegt und angekommen ist. Wie ihm ein Bulle im blauen Kittel die Haare rasiert, ihn die Bündel zusammenfegen und in den Ofen schmeißen lässt. „Ich bin in Rüdersdorf gelandet, wo wohl gerade billige Arbeitskräfte gebraucht wurden. Ich bin erschrocken und habe gedacht: Hier kommst du nicht mehr raus“, sagt Clemens Lindenau.

In seiner Akte, ausgestellt vom Bezirksamt Mitte, liest er viele Jahre danach, er sei wegen ständiger Arbeitsbummelei in den Betrieben nicht tragbar gewesen und trotz des intensiven Einflusses der Berliner Druckerei und VEB Favorit nicht zur geregelten Arbeitsweise zu erziehen gewesen. Aus erzieherischen Gründen sei daher sofortiges Handeln erforderlich und eine Einweisung in das Objekt Rüdersdorf unvermeidbar.

Clemens Lindenau wurde mit 17 Jahren ohne Urteilsspruch wegen Arbeitsbummelei, Fluchtgefahr und Zusammenrottung nach Rüdersdorf eingewiesen, um den „Klassenfeind“ arbeitserzieherisch auf Linie zu bringen. „Dieser Paragraph 249 war doch der reinste Gummiparagraph. Das Strafmaß wurde ohne Sinn und Verstand beliebig festgelegt. Wiederholungs-Täter haben automatisch mindestens zwei Jahre Haft bekommen, egal, was sie gemacht hatten. Bei gutem Benehmen durfte man vorzeitig entlassen werden.“

Klar sei er auch mal zu spät zur Arbeit gekommen oder habe geschwänzt, räumt er ein, aber das rechtfertige noch lange keinen Aufenthalt im Arbeitslager. Er habe diesen Staat abgelehnt, sich nicht anpassen wollen. Er habe sich die Jobs, die ihm angeboten wurden, nicht aufzwingen lassen wollen. Er wäre gerne Architekt geworden, hätte dafür aber staatskonform sein müssen, sagt er. „Der Unterschied zwischen dem Osten und dem Westen war die Wahl. Du konntest nichts mehr frei entscheiden, nur die Frau durftest du noch selbst aussuchen. Da habe ich denen auch mal ins Gesicht gesagt, dass ich für diesen Staat nicht mehr arbeiten will, weil sie Methoden haben, jeden eines Besseren zu belehren.“ Mit dem Ergebnis, dass er ins Gefängnis gekommen ist. Sein bester Freund Henry war schon zuvor in den berüchtigten Jugendwerkhof Torgau eingeliefert worden. „Voriges Jahr habe ich ihn wieder getroffen. Da sind die Tränen geflossen. Wir sind beide alt und grau geworden.“

Rat des Stadtbezirks Mitte
Abteilung Volksbildung
Referat Jugendhilfe

102 Berlin, den 9.3.1967
Reg.-Nr. 36/1967

Vorläufige Verfügung

Für den Minderjährigen

Clemens L i n d e n a u
geb. am 3.4.1949
wohnh. : 102 Berlin, Melchiorstr. 3

Mutter : Frau Margot Lindenau, geb. Machate
geb. am 12.2.1929
wohnh. : 102 Berlin, Melchiorstr. 41

wird verfügt gemäß §§ 22 und 23 der Jugendhilfeverordnung vom
3.3.1966 die

Einweisung in das Objekt Rüdersdorf

verfügt.

G r ü n d e :

Der Jugendliche wurde 1964 aus der 7. Klasse Oberschule entlassen. Danach wechselte er ständig seine Arbeitsstellen, weil er wegen Arbeitsbummelei in den Betrieben nicht tragbar war. Seit Nov. 1966 nahm seine schlechte Arbeitsmoral derartige Formen an, Daß er trotz intensiver Einflußnahme der Betriebe Berliner-Druckerei und VEB-Favorit nicht zur geregelten Arbeitsweise zu erziehen war. ~~Seit dem 10.2.67 steht Lindenau in keinem festen Arbeitsverhältnis mehr.~~ Seit dem 10.2.67 steht Lindenau in keinem festen Arbeitsverhältnis mehr. Aus erzieherischen Gründen ist im Interesse des Minderjährigen sofortiges Handeln erforderlich und obige Maßnahme unumgänglich.

Rechtsmittelbelehrung :

Gegen diese Entscheidung steht der Mutter und dem Jugendlichen das Rechtsmittel der Beschwerde zu. Diese ist mündlich zu Protokoll oder schriftlich innerhalb einer Frist von zwei Wochen beim Rat des Stadtbezirks Mitte, Abt. Volksbildung, Ref. Jugendhilfe, 102 Berlin, Alexanderplatz 1 einzulegen.

Die Beschwerde hat k e i n e aufschiebende Wirkung.

Kopiert von

Bezirksamt Mitte von Berlin
- Jugendamt -
13341 Berlin

*Jug R 1205
22.07.09 J. K. h. s. k.*

Kybart
Kybart
Stellv. Referentin

Auf der Flucht

Eine Woche vergeht, bis er begreift, dass er hinter Gittern sitzt. „Am Anfang funktionierst du nur. Dann wird es normal. Ich selbst habe nach kurzer Zeit allerdings nur noch überlegt: Wie kannst du diesen großen dreckigen Männern entrinnen?“

Das Datum, das Lindenau nie vergisst, ist der 3. April 1967. Es ist sein 18. Geburtstag. Vor wenigen Monaten hat er noch davon geträumt, an diesem Tag eine Riesenparty für seine Freunde zu schmeißen. Statt der Feier hat er nun einen anderen Traum: die Flucht. Vier Lager-Mitbewohner weiht er ein. Akribisch hecken sie einen Plan aus. Sie vereinbaren zu warten, bis im Lager die Nachtruhe beginnt, das Wachpersonal vorübergegangen ist und sich zurückgezogen hat. Lindenau lässt heimlich ein Messer mitgehen, für Notfälle. „Mit etwas Glück schaffen wir das“, machen sie sich Mut.

Sein 18. Geburtstag wird der traurigste und aufregendste seines Lebens. An diesem Morgen gratuliert ihm keiner. Er ist den ganzen Tag nervös, irgendwie übersteht er die Arbeit. Abends sorgt er dafür, dass in seiner Bude die Fensterläden nur zugezogen werden statt verschlossen. Nachdem alle Zöglinge gezählt, wird gegen 21 Uhr das Licht in der Baracke ausgeschaltet. Nachtruhe. Lindenaus Herz hämmert. Seine Hände zittern. Er wartet ungefähr eine halbe Stunde, macht vorsichtig die Luke wieder auf, schraubt die Glühbirne heraus und drückt wie ein Elektriker das Messer, das er hat mitgehen lassen, in die Lampenfassung. Der Strom ist weg. In der ganzen Baracke ist es stockfinster. Er gibt den anderen Zeichen, sich zügig und lautlos aus der Stube davon zu stehlen, rennt nach rechts, um die persönlichen Sachen aus der Kleiderkammer zu holen. In der Hektik fällt ein Ständer um. Jetzt muss alles ganz schnell gehen. Er sprintet mit den anderen zum Aufenthaltsraum des Wachpersonals und verrammelt die Tür mit einem Besen, um Zeit zu gewinnen. Sie wollen sich auch bewaffnen, doch die Kammer ist verschlossen. Lindenau hatte sich schon ausgemalt, wie er diesen Idioten, den „roten Nazi“, der sie laufend mit „Liegestützen, marsch, marsch“ und „Zurück, marsch, marsch“ getriezt hatte, abknallen würde. „Zum Glück sind wir nicht an die Waffen gekommen“, sagt er heute. Zu neun gelingt es ihnen, über den Maschendrahtzaun zu klettern. Der dürfte über drei Meter hoch sein. Der zweite wackelt ziemlich und kippt schließlich unter der Last der Häft-

linge um. Hunde, die ihnen in die Quere kommen könnten, streunen in dieser Nacht erstaunlicherweise nicht umher.

Endlich draußen. Sie haben ein Ziel: Sie wollen nach Friedrichshagen flüchten, wo die Freundinnen von zwei Mitgefangenen in einer Villa wohnen. Während diese merkwürdigen Gestalten, Cleo nannte sie in einem Gespräch einmal scherzhaft „Unsere Glatzkopfeinheit“, zum Teil noch in Unterhosen, zum Teil in langen Häftlingsuniformen, die Landstraße entlang rennen, hören sie das laute Heulen der Sirenen. Autos mit Tatü Tata brettern vorbei, Bremsen quietschen. Hunde werden losgelassen. Die Jagd beginnt. Aus Friedrichshagen wird nichts. In Todesangst biegen die Flüchtigen nach rechts ab, laufen durch Rieselfelder, versinken bis zur Brust in Gülle und schleppen sich weiter. Ein kleiner Dicker verliert seine Brille und sieht nichts mehr. Die anderen packen ihn bei der Hand und ziehen ihn mit. Das Hundegebell rückt in immer weitere Ferne. Sie sehen eine Scheune, reißen die Tür auf, steigen die Leiter hoch und lassen sich ins Stroh plumpsen. Sie wissen nicht, wo sie sind. Sie fühlen nur Freude und Erschöpfung. Dieses Gefühl von Größe währt nicht lange. Die Luke öffnet sich gegen fünf Uhr morgens. Unten stehen Polizisten und schauen sie mit wutentbrannter Miene an. Rückwärts werden die Gefangenen die Leiter wieder herunter geschleucht, in einen Lastwagen geschubst und zurück zum Lager befördert. „Wir haben in dieser Nacht viele Schläge abbekommen. Das war eine Knüppelgarde. Einer wurde so verprügelt, dass das Blut nur so spritzte. Gott sei Dank haben sie keinen erschossen. Wir sind aber auch gleich alle widerstandslos mit. Einer von uns ist weiter gelaufen und hat es sogar bis zum Ostkreuz geschafft“, erinnert sich Lindenau.

In dieser Nacht stehen Clemens Lindenau und Rainer Buchwald auf zwei Seiten: Während der eine um seine Freiheit rennt, wird der andere um 23 Uhr aus dem Bett getrommelt. Die Wachmänner prüfen Stube für Stube, wer Klamotten trägt und Komplize ist, pusten den Zöglingen in die Augen, um sicherzugehen, dass sie auch wirklich geschlafen haben, und treiben die Jungs auf den Appellplatz. Da steht Rainer mit den anderen in Unterhosen und wird Löcher in den Bauch gefragt, ob er wisse, wohin die Vermissten geflohen seien. In dieser Nacht ist es nicht kalt. Doch wenn man tagsüber zehn Stunden im Steinbruch gearbeitet hat, kann es einen schnell frösteln und das lange Stehen zum Kreislaufkollaps führen. Ein paar werden ohnmächtig und bleiben auf dem Boden liegen. Die Zöglinge müssen die ganze

Nacht ausharren, bis Clemens Lindenau und seine „Komplizen“ geschnappt wurden. „Cleo hatte mich vorher eingeweiht, aber unsere Stube hat es nicht rechtzeitig geschafft. Ich hatte vorher schon gesagt, wenn es klappt, gehe ich mit. Im Nachhinein war ich aber froh, dass es in unserer Stube nicht funktioniert hat. Ich hatte nur noch eine gute Woche bis zur Entlassung. Das wäre sonst übel für mich ausgegangen“, erzählt Rainer.

Die Häftlinge hatten es auf ihrer Flucht ein paar Kilometer weiter bis nach Fredersdorf geschafft. Jetzt blüht ihnen eine harte Strafe. Lindenau und zwei weitere „Rädelsführer“ erwischt es mit „Absonderung“, das heißt Einzelhaft und Auslieferung an ein anderes Lager. Erst geht es nach Hohenschönhausen, er kann sich an die Einfahrtshalle, wo er die Treppe hinauf gestolpert ist, und an eine düstere Zelle erinnern. Nach diesem Zwischenstopp muss er für vier Wochen in den Einzelarrest in die Haftanstalt an der Keibelstraße in Berlin, nur ein paar Schritte vom Alexanderplatz entfernt. Die Zelle besteht aus einem winzigen Raum. Von der Tür bis zum vergitterten, verrammelten Fenster sind es höchstens vier Meter, in der Breite um die zwei Meter. Nur ein schmales Bett und ein Kübel zum Wasserlassen stehen darin. Er kommt sich vor, als hätten sie ihn in einen Hundezwinger gesteckt. Bereits nach einer Nacht tun seine Beckenknochen höllisch weh. Das Bett ist zu hart und zu klein. Die Isolation ist ein Gräuel. Was würde er darum geben, Musik zu hören, oder einen Brief an seine Liebste schreiben zu dürfen. Lindenau erinnert sich: „Du hast überhaupt nichts zu tun. Wenn du den ganzen Tag nur stupide in einer Zelle herumstehst, auf dem Bett liegen durften wir tagsüber nicht, wirst du irre. Es ist ein Wunder, dass ich da nicht durchgedreht bin oder den ganzen Tag mit dem Kopf gegen die Wand gerannt bin. Das hätte aber eh nicht funktioniert, weil du streng bewacht wurdest“, sagt Lindenau. „Wenn die Wachmänner gerade schlechte Laune hatten, haben sie dir einfach das Essen verweigert.“ Der Arrest sei das Härteste gewesen, was er je erlebt habe. „Du hörst, siehst und fühlst nichts mehr. Du wirst blind und taub. Du kehrst nach innen. Aus der Zeit ist mir ein leises Pfeifen im Ohr geblieben.“

Nach vier Wochen wird Häftling Nummer 879557 auf Station 3, Zelle 72, verlegt, und ist wieder in Gesellschaft. „In dem Moment war ich einfach nur glücklich, wieder Menschen zu sehen. Auch wenn die Freude darüber nur kurz währte. Nach ein paar Tagen gingen mir die anderen wieder auf die Nerven.“ Kurz darauf geht die Reise

weiter nach Rummelsburg, Haus 3, auf Anton, später auf Berta. „Das sah von außen gut und von innen wie ein Kloster aus. Die Stille war mörderisch.“ Lindenau erinnert sich auch sofort wieder an die Tracht Prügel, die er von einem Schließer mehrmals erhalten hat.

Bald schicken sie ihn weiter. In die Nähe von Dresden auf den Berg in den Jugendwerkhof Freital. Er kennt das schon das schon: Begrüßung im Befehlstone, Einteilung in Gruppen, diesmal ist es die Eins für die Guten, Arbeiten, diesmal im Edelstahlwerk. Er wird schnell noch zum Stahlwerker ausgebildet als Schmiedehelfer, Lohnstufe A2. Wieder einer von vielen. Ohne Aussicht auf eine Perspektive.

Mit den Nerven ist Clemens Lindenau schnell am Ende. Er sagt laut, was er denkt. „Für diesen Staat will ich nicht mehr leben.“ Seitdem gilt er als suizidgefährdet und wird keine Sekunde aus den Augen gelassen. Heute sagt er: „Ich bin froh, dass ich mich nicht umgebracht habe. Ich lebe gerne. Aber damals war ich so deprimiert, dass unsere Flucht gescheitert ist und ich wieder in diesem Loch von Arbeitslager sitzen musste.“

Der einzige Kontakt zu seiner alten Welt: ein Besuch von seiner Mutter, der ihn aus heiterem Himmel trifft. Er hat sich gerade damit abgefunden, dass er ein böser Junge ist und im Lager leben muss. Nun steht sie vor ihm. Er darf ihr nicht die Hand geben, sie nicht umarmen. Sie sitzen sich gegenüber, als würden sie sich nur flüchtig kennen.

„Warum bist du hier?“, fragt er seine Mutter frostig.

„Ja, warum wohl? Ich wollte sehen, wie es dir geht.“

„Wie kannst du hierher kommen? Du hättest doch vorher etwas für mich tun können“, schnauzt er sie an.

Sie schweigen sich an. Dann richtet sie ihm schöne Grüße von seiner Freundin aus. Nach einer Stunde ist sie wieder weg.

Er ist nicht traurig deswegen. Er will nicht an zu Hause erinnert werden, an eine halbwegs heile Welt da draußen. Nicht jetzt. Er will seine Ruhe. Doch er kann nichts tun. Der Besuch regt ihn auf. Er hat Sehnsucht nach Familie.

Über zwei Jahre verbringt Lindenau in Jugendwerkhöfen der DDR. „Dann war mein erstes Kapitel der sozialistischen Wiedereingliederungsmaßnahme abgeschlossen und ich bin eine Woche zu meiner Braut nach Dresden gefahren“, sagt er und seine

Mundwinkel verziehen sich zu einem Grinsen. Doch, schiebt er ernst hinterher, diese Monate werden ihn nie mehr verlassen. „Dieses Leben im Lager war zum Kotzen“, sagt er und die Verzweiflung bricht aus ihm heraus: die Einsamkeit, die Schläge, die Schreie, die er dort erlebt hat. Die harte Arbeit im Schichtbetrieb, inklusive Wochenende. Die großzügige Sonderverpflegung bei guter Leistung. „Da haben sie dir zwee Äpfel in die Hand gedrückt. Früher hab' ich immer gesagt: Fürn' Appel und ein Ei gehe ich nicht arbeiten. Und was war? Du machst es, denn du hast keine Wahl.“ Die paar Mark Einkaufsgeld pro Monat, die nicht einmal den Zigarettenvorrat decken, nur bei gutem Betragen gibt es schon mal einen Fünfer extra. Die Erlaubnis für extragroße Pakete zum Geburtstag oder zu Weihnachten, aber keine Gratulation und zensierte Geschenke. An freien Arbeitstagen Ordnungsübungen statt Freizeit. Die Strafarbeiten bei Schlampereien oder Langsamkeit, die das Wachpersonal nach Lust und Laune festlegt: Einzelarrest, Freizeitentzug, Sonderschichten, Sonderreinerreinigung. „Ich kann heute noch keinen Putzlappen in die Hand nehmen, ohne sofort wieder diese Bilder im Kopf zu haben, wie wir unter den böse funkelnden Augen der Wachmänner auf dem Boden knien und wischen.“

Clemens Lindenau weiß nicht, was ihm bevorsteht, als er wieder in Berlin ist. Er weiß nicht, dass er ab jetzt wachsam sein muss. Fröhlich schließt er die Wohnungstür auf, betritt die Schwelle zur Freiheit, voller Zuversicht, dass jetzt Ruhe ist. Nur wenige Tage später wird er wieder eingesperrt. Verstoß gegen die Meldeordnung. Mit einer Woche Verspätung hatte er dem Amt angezeigt, dass er wieder in der Stadt ist. Für ein bisschen Zweisamkeit mit seiner Freundin bezahlt er einen hohen Preis. Diese Sache geht nochmal gut aus. Doch das nächste Kapitel Arbeitslager wird schon bald wieder aufgeschlagen.

Die braune Hölle

Clemens Lindenau hat wieder nicht seine Ruhe. Im Dezember 1972 sind sie ihm erneut auf der Spur. Diesmal soll er gegen das Zoll- und Giftgesetz verstoßen haben. Der konkrete Verdacht: Er soll jemanden angestiftet haben, Drogen zu einer Party zu schmuggeln. Der Betroffene habe das ausgesagt. Er verlangt eine Begründung, sagt zu den Beamten: „Das Papier will ich sehen.“ Sie verweigern ihm den Beweis, eine Strafe ergeht trotzdem: ein halbes Jahr auf Bewährung. Im Oktober 1974 wird er erneut verurteilt: 18 Monate wegen asozialer Lebensweise. Die Strafe verbüßt er im Arbeitslager Rassnitz. „Das war eine braune Hölle. Ansonsten gleicht sich Rassnitz mit den anderen Aufenthalten. Es war genauso finster und hat uns die gleiche Angst eingejagt wie in Rüdersdorf und Freital“, sagt Lindenau. „Die Dinger sahen alle gleich aus. Es gab keine freundlichen Farben in diesen Einrichtungen. Alles war dreckig und grau. Die einzige Farbe, die wir hatten, waren die Teller in abgewaschenem Beige zum Mittagessen.“

Ich finde die Geschichte, die mir die beiden erzählen, unglaublich. Obwohl sich ihre Erlebnisse an einigen Stellen ähneln, sind doch viele Dinge mit einer persönlichen Note gewürzt. Manches kenne ich auch aus Erzählungen von Bekannten und aus Büchern. Die beiden haben ganz schön was durchgemacht, denke ich und frage mich: Besteht das Leben selbst in der tiefsten Not nur aus Tränen? Da muss es doch auch Lachen gegeben haben.

Nein, zum Lachen sei die meiste Zeit keinem zumute gewesen, sagt Lindenau. „Die haben uns die Fröhlichkeit schon ausgetrieben. Da war nichts mit lustig sein und Lieder trällern. Draußen auf der Baustelle hatten wir genug damit zu tun, das Pensum zu schaffen. Sonst hätte ich gleich wieder eine Reduzierung bekommen.“

Abends seien alle todmüde ins Bett gefallen, er habe vor dem Einschlafen höchstens mal heimlich eine Zigarette geraucht und an seine Liebste gedacht. Manchmal habe er nachts schlecht geträumt von Gestalten ohne Gesicht. Er könne sich nicht erinnern, dass auch nur ein einziger Witz erzählt wurde. „Nur hinter der Tür, wo wir uns aufgehalten haben, hat man uns das Lachen nicht ganz gestohlen.“

Lindenau, der Lebemann, der im normalen Leben immer zu Späßen aufgelegt ist, gewöhnt sich an das Leben im Lager. Einerseits sei es ein Überlebenskampf, andererseits eine Anpassung. „Die ersten Tage funktionierst du nur, dann wird es fast schon wieder normal. Dir bleibt nichts anderes übrig. Du weißt: Jetzt bist du erst mal drin und kommst nicht mehr raus“, sagt Lindenau. „Nach ein paar Tagen tun die gespenstische Stille in dem dunklen Verlies und die kahl geschorenen Mitgefangenen nicht mehr weh.“

Der Kontakt zu anderen Lager-Insassen ist sehr begrenzt. Jeder bekommt einen Partner zur Seite gestellt, einen so genannten Passmann, mit dem er zusammenarbeitet. Clemens Lindenau und seiner ergänzen sich gut: Er kann lesen und schreiben, der andere ist Analphabet, rührt dafür keine Zigarette an. „Wenn er Post und Pakete mit Würsten bekommen hat, hat er mir davon was abgegeben, und ich habe für ihn Briefe an seine Familie geschrieben.“

Unter Gefangenen entsteht keine Freundschaft aus gegenseitiger Sympathie. Hier geht es allein um die Frage: Wer nutzt mir, um in diesem trostlosen Dasein nicht verrückt zu werden?

„Ich habe mich immer nur mit denen abgegeben, die in der gleichen gedrückten Stimmung waren wie ich. Es gab natürlich auch welche, die haben gesagt: Was macht ihr denn, ihr Spinner, wegen Mädchen fast heulen?“, sagt Lindenau.

Auch für ihn ist Weihnachten im Arbeitslager ein Graus. „Das war furchtbar traurig. Da konnten auch die Buletten, die mit Rotkohl und Soße und Kartoffeln lieblos im Topf durcheinander lagen, nichts ändern. Ich war jedes Mal heilfroh, wenn die Weihnachtstage wieder vorbei waren und ich keine Post bekommen hatte.“

Zum Schluss bringt uns eine Geschichte zum Thema „Heiterkeit in der Not“ doch noch zum Lachen. Clemens Lindenau erzählt von einem, der eingesperrt wurde, weil er aus einem LPG-Betrieb einen Eber gestohlen hatte. „Das war doch kein Verbrecher. Er wollte doch nur seine Sau glücklich machen. Sie sollte Nachwuchs bekommen.“ Anscheinend lassen sich manche Dinge leichter ertragen, wenn man sie mit Humor nimmt.

Der Teufel im Anzug

An manchen Tagen fällt das Mittagessen im Lager aus. Beamte, die er nie vorher gesehen hat, stehen plötzlich da, reichen dem Aufpasser einen Zettel: die Erlaubnis, den Gefangenen zur Vernehmung zu holen. Sie führen Clemens Lindenau lange Gänge entlang, Treppen hinauf und hinunter. Kein Mensch begegnet ihnen. Als sie am Ziel sind, weiß er nicht, wo sie sind. Nur, dass es weit oben sein muss. Ein schmuckloser Raum. Ein Holztisch. Zwei Stühle. Ein Telefon. Ein junger Typ erwartet ihn. Alle Vernehmer, mit denen er im Laufe seines Knastlebens zu tun hat, sind in seiner Erinnerung jung, groß und schlank, und tragen Anzüge.

Die Begrüßung fällt knapp, aber freundlich aus. Mit Blick auf vergitterte Fenster sitzt der Häftling den Vernehmern, in der Regel sind sie zu zweit oder dritt, gegenüber. Sie haben ein Diktiergerät vor sich auf dem Tisch aufgebaut, halten Zettel und Stift und stellen die immer gleichen Fragen. So eine Vernehmung läuft nach Schema F ab. Wann? Wo? Mit wem? Warum?

Die erste Frage dreht sich um die Person. Name. Geburtsdatum. Familienverhältnisse. Beruf.

Dann geht es um den Sachverhalt.

„Wo waren Sie am 7. Oktober?“, fragt der Vernehmer.

„Ich war an der Leipziger Straße unterwegs“, antwortet Lindenau.

„Was haben Sie da gemacht?“, fragt der Typ nach.

„Nichts Besonderes.“

„Mit wem waren Sie da?“

„Ich war alleine da.“ Da kann ihm keiner was. Keiner kann gegen ihn aussagen und er stürzt keinen ins Verderben.

„Wirklich? Aber das wäre doch positiv für Sie, wenn Sie uns sagen, wer dabei war.“

Clemens Lindenau bleibt dabei: „Ich war alleine da.“

„Überlegen Sie es sich, Herr Lindenau. Wir haben Zeit“, heuchelt der Vernehmer.

„Ich war alleine da“, wiederholt Lindenau mit Nachdruck.

„Denken Sie noch einmal darüber nach.“

Als es nicht gelingt, mehr aus ihm herauszulocken, kippt die Stimmung. Außer sich vor Wut klopft der Vernehmer mit den Fingern auf den Tisch und brüllt: „Jetzt hören Sie endlich auf zu lügen. Wer ist M. K.“

Lindenau ungerührt:

„Wieso fragen Sie? Das wissen Sie doch längst.“

Clemens Lindenau hängen die Fragen zum Hals heraus. „Ausgerechnet in der Mittagszeit, wie bescheuert ist das denn? Wenn dir der Magen durchhängt, du dein Gehirn ausgeschaltet hast, weil du nur an Essen denkst und nicht einmal eine rauchen kannst. Dann sitzt du da wie benebelt. Das war natürlich Taktik.“ Es ist immer das gleiche Spiel. Die Häftlinge werden Zimmer an Zimmer zur gleichen Zeit ausgefragt und gegeneinander ausgespielt. „Beim ersten Mal habe ich noch alles für bare Münze genommen, danach habe ich mich nicht mehr täuschen lassen“, erinnert er sich. Die Verhöre seien eine Qual gewesen.

„Dieses stundenlange, schleimige Vollgequatsche hat nur genervt. Dann wurden sie auf einmal unverschämt, plötzlich konnte ein dritter Vernehmer im Zimmer stehen und keiner wusste, wo der jetzt wieder herkam“, sagt Lindenau. Er habe sich die ganze Zeit gefragt: Warum sitze ich hier vor diesen unscheinbaren Idioten? Was soll diese Show? Wofür soll ich Reue zeigen? Ich bin doch kein Schwerverbrecher.

Als Clemens Lindenau von seinen ungezählten Vernehmungen erzählt, muss ich sofort an den Film *Das Leben der Anderen* denken und frage nach:

„Ist eine Vernehmung so abgelaufen wie im Film?“

„Nein, so nett waren die nicht zu uns“, sagt Lindenau. „Obwohl der Film einige ganz gute Szenen hat, geht das alles an der Wirklichkeit vorbei. Die Vernehmer waren viel härter und ein Stasi-Offizier hätte sich nie auf ein Verhältnis mit einem Häftling eingelassen. Diese Leute wurden doch selbst beobachtet. Die hätten sich nur Ärger eingehandelt und ihre Karriere wäre vorbei gewesen. Die wollten doch alle selbst nur nach oben“, sagt Buchwald. Doch, so sagen beide, sie seien beide nicht die Richtigen, eine objektive Bewertung des Films abzugeben: „Ein Film ist ein Film, der nicht eins zu eins die Wirklichkeit umsetzen muss. Nur uns, die wir alles erlebt haben, regt es wahnsinnig auf, wenn Stasi-Leute auch noch freundlich dargestellt werden.“

Immer wieder sonntags

„Ich werde nie mehr in den Knast gehen“, schwört sich Clemens Lindenau, als er eines Tages wieder draußen ist. Sein Wunsch geht in Erfüllung: Als er 1974 aus Rassinitz entlassen wird, lässt er sein Leben in Gefangenschaft für immer hinter sich. Wie kommt er mit der Freiheit zurecht? Zuerst zieht er um. Er räumt sein Zimmer an der Köpenicker Straße aus, lädt die Sachen in einen Kleinlaster und fährt zur Linienstraße. In einem heruntergekommenen Haus im Hinterhof befindet sich sein neues Zuhause: eine Einraumwohnung mit Flur, Küche und Inntoilette. Die Wände plakatiert er mit großen bunten Bildern. Alle Nachbarn wurden vorher aufgefordert, den Neuling zu beobachten. Sie melden der Stasi, wenn die Musik zu laut ist, wenn er Damenbesuch empfängt, wenn er aus dem Haus geht. „Die hatten regelrecht Angst vor mir und haben alles, was ich gemacht habe, minutiös festgehalten. Nur eine hat nicht mitgemacht. Sie hat mir alles gestanden“, erzählt Lindenau.

Er findet Arbeit bei den Berliner Wasserwerken und wird zum Staatlichen Kesselwart ausgebildet. Er mag das selbständige Arbeiten. Abends fährt er kurz heim, isst, schläft fünf Stunden und geht wieder an die Arbeit. Nach zwei Jahren ist unfreiwillig Schluss. Sie versuchen, ihn zu erpressen: Eintritt in den Freien Deutschen Gewerkschaftsbund gegen Job. Außerdem verlangen sie, dass er seine Ausreiseanträge, die er seit 1969 regelmäßig gestellt hat, zurücknimmt.

Clemens Lindenau hat das Leben in der DDR satt. Er möchte in den Westen. „Helft!“, hat er auf einen Papierschnipsel geschrieben, in Stein gewickelt und versucht, den Zettel an der Adalbertstraße über die Mauer zu werfen. Der Stein landet kurz vor der Mauer. Seitdem hat er mehrere Anträge gestellt, keiner wurde akzeptiert.

Im Friedrichstadtpalast bekommt er den Job seines Lebens. Er kann als Hilfsarbeiter anfangen und ist glücklich, sofern Glück überhaupt eine Kategorie ist, von der man in Zeiten wie diesen sprechen kann. Cleo, wie ihn seine Freunde nennen, fasziniert die Welt des Theaters. Während der Aufführungen zieht er die Kulissen hinauf und hinunter und achtet auf gute Akustik. Er verdient 1400 Ostmark, ein ordentliches Gehalt. Nach Feierabend trinkt er ab und zu mit Schauspielern, Visagisten, Techni-

kern und allen, die dazu gehören, ein Bier. „Das war wie in einer richtigen Familie, die mir immer gefehlt hat“, sagt er.

Nur wenn politische Veranstaltungen stattfinden, hat er Hausverbot. Mit den Jobs kommt das Glück in der Liebe. Auf einer Geburtstagsparty lernt Clemens Lindenau seine erste Frau kennen. Er lädt sie zur Generalprobe von „Ein Kessel Buntes“ ein. Beim Rotwein kommen sie sich näher und verlieben sich. Seine Frau wird schwanger. Am 17. Juni 1977 heiraten sie. Wenige Monate nach der Hochzeit ist Tochter Virginia da.

Die Familie wird weiter beschattet. Clemens wähnt überall inoffizielle Mitarbeiter des Staatssicherheitsdienstes, zuckt zusammen, sobald er ein Klopfgeräusch hört. Er ist der Stasi nach wie vor ein Dorn im Auge: Sie jubeln ihm eine Braut unter, die angeblich minderjährig ist. Sie ist 21 und spielt nicht mit. Sie wollen ihn Ende der siebziger Jahre einsperren, weil er Flugblätter wegen der Wahlen verteilt. Aus politischen Gründen verliert er den Job, der ihm bisher am meisten Spaß gemacht hat. „Ich habe nie ein Blatt vor den Mund genommen und auch mal auf die DDR geschimpft. Da war ich nicht mehr tragbar.“

Er will nichts wie weg aus dem Osten. Notfalls auch alleine. Er verspürt einen Drang nach Amerika. Kanada würde ihm auch gefallen. Was soll er auch noch in Ostberlin? Er ist arbeitslos, meldet sich im Arbeitsamt an der Rosa Luxemburg Straße. Arbeitslosengeld gibt es keines. Er schlägt sich mit Gelegenheitsjobs durch, repariert im Keller MZ-Motoren und rüstet sie auf.

Er hört von Rechtsanwalt Vogel, der DDR-Bürgern in den Westen hilft. Er formuliert einen Ausreiseantrag, den er ihm persönlich überreichen will, um auf Nummer sicher zu gehen. Dem Anwalt vertraut er, sonst niemandem. Er geht zu Vogels Kanzlei, wird auch auf eindringliche Bitten hin nicht vorgelassen und fleht: „Bitte geben Sie den Antrag Herrn Vogel.“ Es passiert nichts. Lindenau hofft auf die Botschaft. Er geht einmal hin. Ein zweites Mal. Ein drittes Mal. Immer erhält er die ernüchternde Antwort: „Sie sind in der Handelsvertretung. Wir können nichts für Sie tun.“

Nach einer Weile geht der Ausreiseantrag endlich durch. Am 3. Juni 1981 hängt ein handgeschriebener Zettel an der Haustür, auf dem steht, in Kürze werde sich etwas Positives ergeben. Kein Hinweis auf den Verfasser. Danach benachrichtigt ihn Vogel, einer Ausreise stehe nichts mehr im Wege. Er könne mit Frau und Tochter binnen einer bestimmten Frist die DDR verlassen. Wegen Dringlichkeitsstufe 1 müsse

er sich aber sofort bei der Abteilung Innere Angelegenheiten am Alexanderplatz melden. Er geht hin und unterschreibt ein Dokument, in dem sich die Familie verpflichtet, mit niemandem über die Ausreise zu sprechen.

Ein paar Tage später hängt wieder ein Zettel an der Tür: „Kommen Sie zum Alexanderplatz!“ Clemens Lindenau muss die Ausweise der Familie abgeben und unterschreibt die Entlassungsurkunde.

Schnell läuft er zurück zur Wohnung, wirft Klamotten in den Koffer, hilft seiner Tochter beim Packen des Spielzeug-Koffers. Was sie tragen können, nehmen sie mit. Lindenau zieht die Wohnungstür hinter sich zu und schmeißt den Schlüssel in den Briefkasten. Eine Rentnerin aus dem Haus drückt ihm ein Fünfmärkstück West in die Hand. Als der Wartburg Kombi die Familie zur Grenze fährt, winken die Nachbarn zum Abschied. Mit Frau und Kind, einem riesigen Koffer und einem Rucksack beladen, begräbt Lindenau sein altes Leben. Die DDR existiert nur noch in seinem Kopf. „Alle konnten mich plötzlich leiden. Da hat es auf eine eigentümliche Art plötzlich sehr weh getan zu gehen, obwohl ich es ja wollte.“

Am Tränenpalast an der Friedrichstraße dürfen Clemens Lindenau, seine Frau und seine Tochter über die Grenze. Sie erhalten Bescheid, dass sie mit dem Zug nach Marienborn fahren sollen. Nach Bayern? „Was soll ich in Bayern? Ich bin Berliner“, sagt Clemens Lindenau und bleibt. Am gleichen Tag meldet sich die Familie im Notaufnahmelager in Marienfelde. Vier Wochen leben sie im Wohnheim. Danach ziehen sie in eine größere Wohnung. „Aus diesem Grund bekomme ich auch bis heute keine Opferrente. Es war eigensinnig und die Alliierten konnten keine Fragen an mich stellen, da ich nie angekommen bin. Dadurch fehlt mir jetzt der Bescheid des Häftlingshilfegesetzes und ich brauche einen gültigen Rehabilitierungsbeschluss“, erzählt er.

Im Westen was Neues

Das Jahr 1981 neigt sich seinem Ende zu. Clemens Lindenau hatte sich darauf gefreut, im Westteil Berlins neu anzufangen. Die Eingewöhnung dauert jedoch länger als geplant: Er braucht Zeit zum Luftholen. Er ist mager geworden, wiegt bei einer Größe von 1,86 Meter nur noch 66 Kilo. Er leidet unter Verfolgungswahn, bildet sich ein, dass es im Westen jeden Menschen, den er aus dem Osten kennt, noch einmal gibt. Eines Tages sieht er seinen Bruder wieder, groß, blond, blaue Augen und lockiges Haar, nur die Stimme ist anders, nicht so dunkel. Erschrocken bemerkt er, dass er sich alles nur eingebildet hat. Er hat einen Doppelgänger gesehen. Der Bruder war längst tot. „Ab da bin ich aufgewacht und konnte loslassen.“

Es dauert bis zum nächsten Sommer. Dann fühlt sich Lindenau deutlich besser. Er hat zehn Kilo zugenommen und startet beruflich durch. Er macht eine Ausbildung bei der Berliner Verkehrsgesellschaft (BVG), wird Buskraftfahrer. Stolz sitzt er hinterm Lenkrad, steuert den Doppeldeckerbus durch Berlin. Er jubelt innerlich: Ich gehöre zum Stadtbild von Westberlin und alle können mich sehen. Wenn im Winter die Busse wegen Glatteis nicht fahren können, wird er von Reportern der Abendschau interviewt.

„Dadurch konnten mich auch meine Kinder, die im Osten zurückgeblieben sind, sehen, weil sie Westfernsehen schauten.“

Lindenau schreibt Briefe an seine Freunde im Osten, die alle wissen wollen, was im Westen los ist. Sehen darf er sie vorerst nicht. Er hat Einreiseverbot, wird weiter beschattet. Er leidet nicht sonderlich darunter. Als er rüber ist, hatte er sich ohnehin gesagt: nur noch meine Frau und unser gemeinsames Kind, der Rest ist Vergangenheit. Seine drei unehelichen Kinder hatte er ausgezahlt. Um die notwendigen 27000 Ostmark zusammen zu bekommen, hatte er seinen Skoda, Tisch, Schränke und ein paar Klamotten verkauft.

Sein Plan, sein altes Leben abzuschütteln, geht nicht auf: Er kann dieses Kapitel nicht einfach abhaken, schon allein der Ämter wegen, die ihm das Vatersein immer wieder ins Gedächtnis rufen. Gott sei Dank habe sich alles ein bisschen anders gedreht und zum Guten gewendet, sagt er. Im Jahr 1987 wird das Einreiseverbot aufgehoben: Die Familie darf Verwandte und Freunde in der DDR besuchen.

Clemens Lindenau bringt es nicht fertig, gleich mitzugehen. Er begleitet seine Frau und seine Tochter zur Friedrichstraße, wartet, bis sie sein Bruder auf der anderen Seite der Grenze in Empfang nimmt, und geht schnell wieder nach Hause. Als er sich ein Jahr später überwindet und über die Grenze geht, zittert er am ganzen Körper und verfällt in Melancholie. „Ich konnte mich nicht freimachen von den Gedanken an Stasi und Knast. Ich sah in jedem einen Verräter. Das Land, in dem ich lange gelebt hatte, war mir fremd.“

Es muss ungefähr um dieselbe Zeit gewesen sein, als sich Clemens Lindenau in den Kopf setzt, seinen Vater, der seit vielen Jahren aus seinem Blickfeld verschwunden ist, zu suchen. Er setzt sich eines Tages in seinen VW-Bus, nimmt seine Frau mit und fährt nach Thüringen. In Apolda will er ihn finden. Er geht in die Leder- und Fellwarenfabrik, wo sein Vater arbeitet. Er trifft ihn nicht und fragt einen älteren Herrn, ob er wisse, wo Rudi Hippmann sei. Der winkt ab. Wohin jetzt? Bei der Polizei können sie ihm garantiert helfen. Clemens Lindenau fährt ein Stück die Straße entlang, parkt vor dem Polizeirevier und geht hinein.

„Können Sie mir sagen, wo ich meinen Vater finde?“

Der Beamte mustert ihn mit einem abschätzigen Blick, schaut aus dem Fenster, sieht den Bus mit West-Berliner Kennzeichen und schüttelt den Kopf.

„Sie bekommen keine Auskunft von uns“, antwortet er geringschätzig.

Wortlos geht Lindenau hinaus. Was nun? Mit fassungslosem Gesichtsausdruck blickt er zu seiner Frau. Das Telefonbuch! Sie schlagen einfach seinen Namen nach. Warum ihm das nicht früher in den Sinn gekommen ist?

Vor einer Telefonzelle hat sich eine kleine Schlange gebildet. Nach einer gefühlten Ewigkeit schlägt er das Telefonbuch auf. Ja. Es gibt den Namen einmal. Er wählt die Nummer und hat seine Tante, die Frau des Bruders seines Vaters, am Apparat. Sie freut sich über ein Lebenszeichen ihres Neffen, erzählt von seiner Cousine, und klärt ihn auf, dass der Vater gestorben sei, sie ihm aber die Nummer seiner Schwester geben könne. Unschlüssig schaut er seine Frau an, nachdem er den Hörer wieder aufgelegt hat. Soll ich oder soll ich nicht?

Er schluckt, nimmt den Hörer noch einmal in die Hand und ruft seine Schwester an. Marion ist verduzt, als sie die Stimme ihres Bruders hört. Seit der Scheidung der El-

tern hatten sie nichts mehr voneinander gehört. Sie vereinbaren ein Treffen. Clemens Lindenau ist glücklich.

Als er seine Schwester sieht, wie sie da klein und unauffällig am kleinen Theater steht, tanzt sein Herz. „Ich will sie nie mehr loslassen“, denkt er, als er ihr entgegengeht. Zwei Stunden unterhalten sie sich in einem Café über dies und das, bis seine Schwester ungerührt sagt:

„Cleo, komm' jetzt aber nicht auf die Idee, einen auf Familie zu machen.“

Zum Abschied schenkt ihr Clemens Lindenau ein Foto.

Er hat nie wieder etwas von seiner Schwester gehört. „Sie hat den Schlüssel Familie eben weggeschmissen“, sagt er. „Dieser Tag in Apolda war komisch. Obwohl es mit meinem Vater immer mal wieder Theater wegen des Unterhalts gab, habe ich gedacht: Jetzt fährst du da hin und schließt ihn in die Arme. Ich wollte meinem Vater nahe sein und dieses belastende Gefühl, all die Jahre nichts mehr mit ihm zu tun gehabt zu haben, endlich abstreifen. Dass er auch tot sein könnte, damit habe ich nicht gerechnet. Mittlerweile habe ich gar keinen mehr. Meine Eltern sind beide tot, meine ältere Schwester auch und meine jüngere will nichts von mir wissen“, sagt Lindenau.

Bestürzt fahren sie zurück nach Westberlin. Berufliche und private Tiefschläge folgen. Clemens Lindenau verliert Job und Frau. Sie, Fachingenieurin von Beruf, hatte sich ihr Leben im Westen anders vorgestellt. Die beiden leben noch eine Zeitlang unter einem Dach, trennen sich dann und lassen sich später scheiden.

Er ist deprimiert, vermisst seine Mutter, seinen Bruder und die drei unehelichen Kinder, und wankt in einer stillen Minute: „Jetzt geh' ich wieder in den Osten.“

Er bleibt im Westen und lernt Ende September 1988, mitten in seinen Ehe-Turbulenzen, seine neue Liebe kennen. Mit ihr ist er seit über 20 Jahren ohne Trauschein glücklich. Eine Ost-West-Liebe, erwähnt Lindenau oft lachend, nicht ohne hinzuzufügen, er habe mit ihr sein Prinzip, bloß keine aus dem Osten und keine Kleine, über den Haufen geworfen.

Er trifft Christine auf offener Straße. Klein, mit hochhakigen Schuhen und einem Kuchen in der Hand steht sie an der roten Ampel. „Ich habe mir gedacht, was steht das blonde Gift hier so alleine rum und hab ihr zugerufen: Dich sehe ich wieder. Ich warte hier in zwei Wochen auf dich“, erzählt er. 14 Tage später steht Christine, die beim

Baustab Cottbus arbeitet, wieder da und die beiden trinken Kaffee zusammen. Lindenau spielt mit offenen Karten, sagt ihr, dass er noch verheiratet ist, und mit ihr nicht mehr als eine lockere Bekanntschaft drin ist.

„Meine Frau und ich hatten damals große Probleme, aber ich wollte meine Ehe retten. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass meine Frau abhaut“, erklärt er. Doch ein paar Wochen später ist alles klar. An seinem Geburtstag ruft Christine an, seine Tochter hebt den Hörer ab, seine Noch-Ehefrau ruft:

„Virginia, wer ist da dran?“

„Papas neue Freundin“, antwortet sie.

Die Zeiten in Berlin werden lockerer. Clemens Lindenau findet wieder mehr Gefallen am Osten, was auch an seiner neuen Freundin liegt. Vor den Grenzen hat er längst keinen Respekt mehr: „Ihr macht eh nicht mehr länger“, ruft er ihnen zu, wenn er nach drüben geht. Als die Mauer weg ist, sagt er: „Jetzt habt ihr euren Scheiß.“

Der Tag des Mauerfalls wird zum Tag seines Lebens. „Ich stand mit ein paar Freunden auf der Straße, alles war voller Militär. Wir haben geheult, als uns am Alexanderplatz Menschenmassen entgegengekommen sind. Das hat mich so aufgewühlt. Dann bin ich nach Hause.“

Seine Freundin hat auf den Anrufbeantworter gesprochen, dass sie jetzt am Checkpoint Charlie rüber geht, obwohl sie in der Ecke von der Invalidenstraße wohnt. Lindenau geht sofort los. Auf den Straßen herrscht Karnevalsstimmung. Es ist chaotisch. Er stellt sich auf den Sockel, wo der stählerne Schlagbaum ist, lässt Menschenmassen vorbeiströmen, sperrt die Augen auf und hält Ausschau nach seiner Freundin. Er freut sich wie ein kleines Kind „Christine aus dem Osten kommt nach Westen“.

Doch er sieht sie nicht. Hat er „sein blondes Gift“ übersehen? Irgendwann geht er. An seinem Auto klebt ein Zettel: „Bin mit zwei Studenten zu dir gefahren.“

„Ich habe gedacht, na toll. Ich stehe da oben, will sie empfangen und sie ist schon zu Hause.“ Schnell fährt er zur Wohnung und sieht sie vor der Haustür stehen. Stumm fallen sie sich in die Arme.

Was aus uns geworden ist

Rainer und Clemens haben ihre Geschichte zu Ende erzählt. Sie zeigen ihr Gesicht. Sie schämen sich nicht und hoffen, dass ihre Rolle bei dem Thema niemand vergisst und künftig noch viel mehr Aufmerksamkeit erfährt. Sie haben aus ihrer Sicht die Ereignisse geschildert, die zu Brüchen in ihrem Leben geführt haben. „Klar konnten wir nicht ganz das Leben führen, das wir uns erträumt hatten. Uns fehlt ein Stück Leben, doch wir sind wir. Und sehen wir es mal andersherum: Durch dieses Leben haben wir auch viele Menschen kennen gelernt, die wir sonst niemals getroffen hätten. Das ist doch sehr positiv. Wie sonst wären wir jemals dazu gekommen, einem Bundestagsabgeordneten so nahe zu kommen?“ Beide sagen, das Buch habe ihnen geholfen, das Schlimmste, was sie je erlebt haben, zu verarbeiten.

Den Teil ihrer Geschichte, der von Stasi und Gefängnissen erzählt, werden sie niemals ruhen lassen. Sie wälzen seitenweise Akten, gehen zu Treffen von Opferverbänden und tauschen sich aus. Sie wollen wissen, was aus denen geworden ist, die mitten unter ihnen im Arbeitslager waren. Ist ihnen die Rehabilitierung geglückt? Haben Sie es geschafft, ein normales Leben zu führen mit Familie, Freunden und einem Job?

Es gibt jetzt eine Studie der Universität Jena, die im Dezember 2008 präsentiert wurde. Im Auftrag von Thüringens Sozialministerin Christine Lieberknecht (CDU) hat ein Team von Wissenschaftlern des Zentrums für empirische Kultur- und Sozialforschung in Jena die Situation der SED-Opfer in Thüringen untersucht. Nach Schätzungen gab es in der DDR zwischen 250 000 und 300 000 politischen Häftlingen. In Thüringen sind 11 250 Menschen registriert, die zu DDR-Zeiten aus politischen Gründen im Gefängnis saßen.

Fast jeder Siebte gab in einer repräsentativen Umfrage an, er habe unter dem Unrecht in der DDR gelitten. Demnach nennen sich über 300 000 Thüringer als vom DDR-Regime geschädigt. Diese Benachteiligungen wurden am häufigsten genannt: Kontaktverbot mit Westverwandten (60 Prozent), Zwangsmitgliedschaft in Massenorganisationen (55 Prozent), Nichtzulassung zu Abitur oder zu Universitäten (44 Prozent), Ausreiseverbot (44 Prozent).

Die befragten Opfer des DDR-Unrechts kommen in der Mehrheit aus einfachen Verhältnissen. Über die Hälfte hat einen Abschluss als Facharbeiter. Nur knapp 11 Prozent haben einen Hochschulabschluss. Über 40 Prozent waren religiös, die meisten evangelisch. Nur zehn Prozent bezeichneten allerdings kirchliche Motive als Grund für ihre Verfolgung.

Die finanziellen Verhältnisse der SED-Opfer sind bescheiden. Beinahe 40 Prozent müssen mit einem Netto-Einkommen von bis zu 1000 Euro auskommen. Ihren Gesundheitszustand bezeichnen unter den SED-Opfern 31 Prozent als „nicht gut“ oder „schlecht“. Allerdings kann dieser verhältnismäßig hohe Anteil auch mit dem Alter zusammenhängen. Die befragten SED-Opfer waren im Schnitt 63 Jahre alt.

Wenig wissenschaftliche Erkenntnisse gibt es dazu, wie sich die politische Verfolgung auf die Psyche der Opfer ausgewirkt hat. Jedoch klagen fast alle Zeitzeugen, die Rainer und Clemens regelmäßig treffen und die wir für die Recherchen zu diesem Buch gesprochen haben, über Ängste, Schlaflosigkeit und Depressionen.

Rainer Buchwald und Clemens Lindenau haben es im Lauf der Jahrzehnte geschafft, ein halbwegs normales Leben zu führen. Dennoch merken sie im Alltag immer wieder, dass sie die Haft niemals ganz hinter sich lassen werden. Rainer Buchwald fliegt nicht gerne. Nicht aus Flugangst. Er fürchtet Kontrollen. Einmal, vor dem Abflug nach Ägypten, ist es ihm passiert. Da wurde er freundlich aufgefordert, seine Tasche zu öffnen und hatte auf der Stelle schweißnasse Hände. „Ich habe nur gedacht: Mensch, geht das schon wieder los.“ Er zuckt auch sofort zusammen, sobald er ein Klicken hört. Er findet keinen Psychologen, dem er vertraut. Bei einigen war er in den vergangenen Jahrzehnten, um mit seinen Ängsten fertig zu werden. Nie hatte er das Gefühl, ein Therapeut könne ihm helfen.

In der Wohnung von Clemens Lindenau müssen Türen und Fenster immer weit offen stehen. „Ich bekomme sonst Schweißausbrüche. Sobald ich in einem geschlossenen Raum bin, spüre ich einen Druck wie im Flugzeug und muss raus. Am liebsten ist mir der Winter, da ist es schön kühl.“

Beide leben in Berlin. Rainer hat sein Leben nach der Haft neu geordnet. Er hat die Frau fürs Leben gefunden, geheiratet, Kinder bekommen und einen Job gefunden.

Ein kaputter Rücken zwang ihn vorzeitig in die Rente. Nach Bautzen hatte er Probleme mit den Zähnen, wurde deswegen acht Jahre an der Charité behandelt. Eine Zahnärztin baute ihm Prothesen ein, die 24 Jahre hielten. Dann brauchte er neue. Sie sollten 6000 Euro kosten. Das Geld hatte er nicht. Er wollte einen Kredit aufnehmen, da kam der Bescheid, dass er eine Haftentschädigung von 6135, 50 Euro bekommt. „Nun brauchte ich kein Geld von der Bank leihen. Ich dankte dem Herrn.“ Rainer Buchwald hält sporadisch Kontakt zu seiner Mutter. Finanziell kommen sie zurecht, allerdings nur, weil seine Frau Geld verdient. Rainer Buchwald erhält zwei Unfallrenten von 270 Euro und 170 Euro sowie die Opferrente von 250 Euro, die Menschen erhalten, die zu DDR-Zeiten zu Unrecht eingesperrt waren. Zusammen sind das 690 Euro.

Er hat akzeptiert, dass die Haftjahre zu seinem Leben gehören. Doch das Thema lässt ihm keine Ruhe. Seit Jahren erforscht er seine eigene Geschichte und die anderer, ist Mitglied im Opferverband VOS geworden, und hat Menschen getroffen, denen es ergangen ist wie ihm. „Es tut gut, sich alles von der Seele zu reden.“ Es ist noch nicht lange her, da ist ihm in Leipzig bei der Buchmesse ein ehemaliger Klassenkamerad begegnet. Über ein Internetforum hatten sie sich wieder gefunden. Wir haben uns so gefreut, uns wieder zu sehen. Wir waren zusammen in der vierten Klasse und hatten uns ganz anders in Erinnerung. Ich dachte, er sei größer, er dachte, ich sei kleiner. Wir bleiben auf jeden Fall in Kontakt.“ Jetzt möchte Buchwald das Abitur nachholen, das ihm zu DDR-Zeiten verwehrt wurde, und Architektur studieren.

Eine gute Nachricht hat uns mitten in der Arbeit an diesem Buch erreicht: Buchwalds fünfter Antrag auf Rehabilitierung ging durch. Darunter acht Wochen für das Arbeitslager für Jugendliche in Rüdersdorf, dann bei der Staatssicherheit die Untersuchungshaft, die Unterbringung im Durchgangsheim in Berlin Alt-Stralau, sowie die Einweisung im Jugendwerkhof Lehnin.

„Es lohnt sich zu kämpfen“, sagt er.

Clemens Lindenau ist noch nicht offiziell rehabilitiert. Er hofft, dass er bald eine Entschädigung für das erlittene Unrecht erhält. Allerdings, so räumt er ein, sei es schwierig, alles gerichtsfest zu beweisen. Er habe keine Ahnung, wo er die ganzen Unterlagen herzaubern solle. In den Dokumenten, die er gesehen hat, würden ein

paar Jahre fehlen. „Meine Rehabilitation dauert schon so lange. Ich glaube bald nicht mehr daran.“

Clemens Lindenau lebt mit seiner Freundin in Berlin-Mitte. Mit seinen Kindern versteht er sich gut. Er hat einen großen Freundeskreis. Er erhält 585 Euro Erwerbsunfähigkeitsrente. Das ist nicht viel, aber er ist zufrieden. Nur wenn er über seine Gesundheit spricht, senkt er die Stimme. „Ich könnte jetzt so viel machen. Ich bin frei. Doch ich bin nicht gesund.“ Einen Schlaganfall und zwei Herzinfarkte hat er hinter sich. Jetzt sagt er jeden Tag zu sich selbst: Mach' nicht so viel Hektik, Cleo, dann hast du noch ein paar Jahre.“ Manchmal hat er Angst, die Zeit könnte nicht mehr reichen. Sein Wunsch ist, dass ihn ein Gericht rehabilitiert und anerkennt, dass er zu Unrecht im Arbeitslager war. So lange soll sein Herz noch schlagen.

„Aber“, fügt er schnell hinzu. „Ich bin froh, dass es gekommen ist, wie es gekommen ist. Wäre ich in den achtziger Jahren im Osten geblieben, wäre ich durchgedreht und würde heute wahrscheinlich schon gar nicht mehr leben.“

An manchen Tagen träumen Rainer Buchwald und Clemens Lindenau gemeinsam: Wenigstens einer der Täter soll sich vor sie hinstellen und sagen, dass es ihm leid tue, was er gemacht habe. „Diese Entschuldigung würden wir akzeptieren. Doch solange sie eine große Klappe haben und behaupten, sie hätten nicht gegen DDR-Gesetze verstoßen und wir sind selbst daran schuld, weil wir uns nicht an die Gesetze gehalten haben, kann ich keine Nachsicht zeigen“, sagt Rainer zum Abschied. Clemens Lindenau ist direkt wie immer: „Das sind doch lauter Idioten, die sich vor uns verstecken.“

Epilog

Lieber Rainer, lieber Clemens,

ich kenne nun Eure Geschichte und es war wichtig, sie aufzuschreiben.

Ihr habt aber weder von denen, die oben waren noch von denen, die unten Dienst für die gute Sache taten, eine Entschuldigung zu erwarten. Idioten wäre auch zu kurz gegriffen.

Mein früherer Chef, LPG-Vorsitzender und Genosse, meinte einmal zu mir, wenn es der Sache nützt, verbünden wir uns mit dem Teufel.

Und so verbündeten sie sich insbesondere mit allen teuflischen Praktiken, wenn es um die gute Sache ging.

Die Sache war entscheidend nicht das Individuum.

Und die Sache nannte sich Kommunismus oder auch „real existierender Sozialismus“, auch „Entwickelte Sozialistische Gesellschaft“ oder wie auch immer, welches Etikett man dem System auch immer aufklebte, um dessen Versagen immer neu zu kaschieren.

Und das Wichtigste, diese Sache war zudem durch die Lehren von Marx und Engels wissenschaftlich untermauert.

Diese Lehren waren mächtig, weil sie wahr waren. So sicher wie der Apfel, den Naturgesetzen folgend, zu Boden fällt, so sicher waren auch diese Lehren und unabwendbar die Folgen für die Menschen.

Der Marxismus hatte es fertig gebracht, das Handeln der Menschen auf das Fallen der Äpfel zu reduzieren.

Und nun fragt euch mal selber, wer wendet sich denn gegen die Wissenschaft und die Wahrheit, doch nur Unwissende und Uneinsichtige, ebenso wie Lügner oder Ochsen und Esel.

Deshalb bereicherte der Genosse Honecker den Gabentisch zum Republikgeburtstag mit der Kurzfassung der marxistischen Lehre.

Den Sozialismus in seinem Lauf, hält weder Ochs noch Esel auf.

Zweifelsfrei war damit nicht nur die wissenschaftlich begründete Unabwendbarkeit des Sozialismus gemeint, auch die Gegner der Sache wurden eingeordnet und klassifiziert.

Es konnte sich nur um Getier handeln, in der Terminologie des „Ungeziefers“, denen Jahrzehnte zuvor die Aktion „Kornblume“ galt, und deren einziges „Vergehen“ ihr Wohnsitz war.

*Und Tiere denken nicht, sie arbeiten und sind sie störrisch, dann gibt es Hiebe.
Erst recht wenn sie sich in den Weg stellen.*

Und wenn das so war und ist, was soll dann all Euer Grübeln?

Die da unten sind doch nur ihrer Arbeit nachgegangen um der guten Sache willen, in den letzten Jahren auch Frieden genannt.

Entweder warst Du für den Frieden oder nicht.

*Ob mit Kalaschnikow, Hunden oder Schreibmaschine bewaffnet, wollten doch auch sie nur das Beste für euch, für mich, ja für alle.
Hier ist niemand Täter.*

Das in diesem Buch Aufgeschriebene ist doch Eure Sicht, Eure Erfahrung.

Die Sichtweise der Anderen da unten kann man auch noch nachlesen, in den Zeitungen zum Republikgeburtstag.

Euch gab es zu dieser Zeit nicht.

Es gab die Nischenbewohner und diejenigen, welche mit den allmächtigen Lehren bewaffnet, auch Organe genannt wurden und man muss nicht auf die da oben weiter einprügeln, wenn die da unten umso willfähriger waren. Und wenn die da oben das von unten Aufgeschriebene lasen, so konnten sie sich doch nur bestärkt fühlen, für die gute Sache weiter zu kämpfen.

Und so wurde die Sache über die Jahre immer guter.

Das las sich zum Republikgeburtstag überall im Lande dann so oder ähnlich wie in meinem Heimatkreis, im „Das Volk“ als „Organ der Bezirksleitung Erfurt der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands“

„Unser Kreis in diesen Tagen“

*Unsere Zeitung ist in diesen Tagen Spiegelbild der Ergebnisse der guten Parteipolitik, die stets danach strebt, Wirtschafts- und Sozialpolitik zum Wohle aller zu verbinden. Auf unserer Lokalseite können wir in diesen Tagen darüber berichten, wie wir den Geburtstagstisch der Republik mit decken und gleichzeitig weitere Schritte unternehmen, um den Kreis Sömmerda zu einem Zentrum der Drucker- und Computerproduktion sowie der hochentwickelten Landwirtschaft und des Zuckerrübenbaus sowie -verarbeitung zu gestalten (ab heute haben wir übrigens auch unser entsprechendes Seitensymbol!).
Erinnert sei in diesem Zusammenhang daran, dass im VEB Robotron Büromaschinenwerk „Ernst Thälmann“ mit der Computerinitiative*

der republikweite „Wettlauf mit der Zeit“ zum verstärkten Einsatz der Schlüsseltechnologien in der gesamten Volkswirtschaft begann.“

Und in diesem Stil ging es dann immer weiter, so wie die Jahre zuvor, wie es immer war und wie es auf immer sein sollte... und als ob die Qual nicht schon genug gewesen wäre, wünschte sich die Redaktion für uns ... zum 7. Oktober 1989 eine schöne Feier, ... Tatkraft, Mut und Optimismus...

Optimismus brauchte man schon, um dieses Geschreibsel zu ertragen.

Oder ein besonders hohes Maß an Gleichgültigkeit.

Die Selbstmordrate in der DDR gehörte mit zur höchsten in der Welt, wen wundert's.

Aber um auf Euch zurückzukommen, seid Ihr hier in diesem Text irgendwo benannt, findet Ihr auch an irgendeiner Stelle am Geburtstagstisch?

Danke

Ich danke allen, die für dieses Buch Rede und Antwort standen:

- der Stiftung Aufarbeitung der SED in Berlin
- der Birthler-Behörde und allen, die daran arbeiten, dass das Unrecht der DDR nicht vergessen wird.
- allen Bürgermeistern der Städte und Gemeinden von Thüringen bis Sachsen-Anhalt, die sich für uns auf Spurensuche gemacht haben.
- dem früheren Leiter der JVA Ueckermünde, Jörg Spielberg, und seiner Stellvertreterin Angela Stöwesand, die sich sehr viel Zeit für einen Rundgang über den Berndshof genommen haben.
- dem Berliner Staatssekretär Ulrich Freise, der uns eine Besichtigung der ehemaligen U-Haftanstalt an der Keibelstraße ermöglicht hat.
- Ganz besonders aber danke ich Rainer und Cleo. Sie haben geduldig Fragen beantwortet und waren unermüdlich bei der Recherche. Vor allem danke ich Ihnen aber dafür, dass wir bei alledem nicht das Lachen vergessen haben.

Literatur-Auswahl

Bannier Moritz: Nackt, Holzinger Verlag, Berlin 1992

Brunner Georg: Einführung in das Recht der DDR, R 1444 – 2922.

Der Spiegel: „Splitternackt im Spalier“ – Die Justiz der DDR (III): Der Strafvollzug in Arbeitslagern war für den SED-Staat ein Milliardengeschäft. Aus: Der Spiegel 11/1990, Spiegel-Verlag Hamburg.

Finn Gerhard: Politischer Strafvollzug in der DDR

Fricke Karl Wilhelm, Engelmann Roger: Konzentrierte Schläge, Staatssicherheitsaktionen und politische Prozesse in der DDR, 1953 – 1956, Berlin 1988

Fricke Karl Wilhelm: Zur Menschen- und Grundrechtssituation Politischer Gefangener in der DDR, Verlag Wissenschaft und Politik, Köln 1986.

Joestel Frank: Strafrechtliche Verfolgung politischer Gegner durch die Staatssicherheit im Jahr 1988. Der letzte Jahresbericht der Mfs-Hauptabteilung Untersuchung. Berlin (Bstu) 2003.

Korzilius Sven: „Asoziale“ und „Parasiten“ im Recht der SBZ/ DDR. Randgruppen im Sozialismus zwischen Repression und Ausgrenzung (= Arbeiten zur Geschichte des Rechts der DDR, Band 4, Köln, Weimar, Wien

Maier, Petra, Wilde Birgit u.a.: Geschichte und Entwicklung des Strafvollzugs in der Region Ueckermünde, Offset Druck Ueckermünde, 2001

Rüddenklau Wolfgang: Nur krank werden darfst du nicht – Versuch einer Lokalisierung von Erinnerungen an alte Ostberliner Knäste, aus: telegraph 11/12 1995, copyright bei W. Rüddenklau

Zeng Matthias: „Asoziale in der DDR – Transformationen einer moralischen Kategorie“, Forschungsprojekt im Fachbereich Sozialwesen an der FH Erfurt, 2001.

Zimmermann Verena und andere: „Auf Biegen und Brechen. Geschlossene Heimunterbringung im Kontext sozialistischer Erziehung.“ Schriftenreihe der Erinnerungs- und Begegnungs-Stätte im Ehemaligen Geschlossenen Jugendwerkhof Torgau.

Zimmermann Verena: Den neuen Menschen schaffen – Die Umerziehung von schwer erziehbaren und auffälligen Jugendlichen in der DDR (1845 bis 1990), Böhlau Verlag, 2004.